

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0835

Aktenzeichen

ohne

Titel

Gossner Mission und erster Weltkrieg. Sammlung von Artikeln aus "Die Biene auf dem Missionsfelde"

Band

Laufzeit 1914 - 1917

Enthält

"Mission und Krieg", "Die Goßnersche Mission und der gegenwärtige Krieg", 1914, beide ohne Verf.; □□Kausch, H.: "Der große Lehrmeister von heute" 1915; Foertsch, K.: "Weltkrieg und Weltmission" 1915; "Kriegsmitleiden" 1917, ohne Verf. (ausgewählte Drucks

Archiv Gossner Mission

G1-835

Gossner Mission und erster Weltkrieg. Sammlung von Artikeln aus „Die Biene auf dem Missionsfelde“. 1914-1917

Kopien aus „Die Biene auf dem Missionsfelde“ 1914-1917,

„Mission und Krieg“,

„Die Goßnersche Mission und der gegenwärtige Krieg“, 1914, beide ohne Verf.;

Kausch, H.: „Der große Lehrmeister von heute“ 1915;

Foertsch, K.: „Weltkrieg und Weltmission“ 1915;

„Kriegsmitleiden“ 1917, ohne Verf.

as uns auch vor Kälte schützen sollte, ehn Bettdecken, Väfen und Kopfkissen onnten wir uns denken. In der gegenüberliegenden Ecke der Hütte bauerten Herr Dager und Herr Evans uch neben einem Wachtfeuer. Sie atten keine Moskitonecke, und deshalb waren sie noch schlimmer dran als wir. Den anderen war ein solches Lachlogis nichts Neues, aber ich als Deuling wußte kaum, was ich mit em Bett anfangen oder wie ich mich rauslegen sollte. Hatte ich den Kopf auf das sogenannte Kopfkissen gelegt, ann reichte mir die Bettstelle nur is an die Knie. Ich dachte zunächst, wir hätten aus Versehen ein Kinderbett erwünscht, doch Herr Good verherte mir, daß alle Bulubetten von ezelben Güte seien. Gerne hätte ich es verlängert, aber das Material fehlte azu. Eine solche Verbesserung wollte inmal ein amerikanischer Missionar uch vornehmen, es ist ihm daei aber schlecht ergangen. Von der Bettstelle nahm er einen Holzkloben und legte ihn am Fußende seiner Bettstelle so, daß das Moskitoneck und das Holz berührte. Nach einigen Augenblicken, als er sichs gerade auf er Bettstelle bequem gemacht hatte, wußte er flüchten — sein Moskitoneck rannte. Er hatte zu seinem Unglück nicht bemerkt, daß das Holz noch im Klimmen war. — Dasselbe Experiment sollte ich nicht auch machen. Ich ver-

Nachrichten.

1. Missionar Alexander ist am 31. Mai lädtlich in Kribi (Kamerun) angekommen, on Dr. Froese mit dem Dampfer abgeholt.

2. Der Raja von Jaspur hat endlich en Vorhaltungen und Bitten Bruder Johns II nachgegeben und seine Einwilligung zum Bau eines Wohnhauses definiert, gegeben, so daß nach nicht allzu langer Zeit ein Gossnerischer Missionar in einem uf Kosten des Rajas erbauten Bangalou und wohnen können. Ist das auch nicht as Ziel unserer Wünche, so ist es doch in Fortschritt in der Missionsgeschichte on Jaspur, der mit Begrüßt

werden muß. Jedenfalls wollen wir hoffen und bitten, daß nicht dem Worte des Rajas diesmal, wie leider so oft schon, die Enttäuschung auf dem Huze folge, sondern daß nunmehr sein "Königswort" eine zuverlässige Brücke sei.

3. Niedrige in Japan. Eine Überlezung von Niedrige's Werken wird augenblicklich in Japan von Anhängern des Neubuddhismus besorgt. Der Zweck der Überlezung ist angeblich der, durch die Kenntnis und Verbreitung von Niedrige's Leben dem Buddhismus im Kampf gegen das Christentum in Japan gute Dienste zu leisten.

Berantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kausch, Berlin-Friedenau, Handwerkerstr. 19/20.
Verlag der Buchhandlung der Gossnerischen Mission, Berlin-Friedenau. — Der Jahrgang kostet 1,25 M.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Blücher), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.

hat die F
rigkeiten

Die Biene auf dem Missionsfelde.

Monatsblatt der Gossnerischen Missionsgesellschaft.

Nummer 9.

Berlin-Friedenau, September 1914.

81. Jahrg.

Mission und Krieg.

Längst erwartet, aber schließlich unvermutet schnell hereingebrochen, ist der "Europäische Krieg" nun graue Wirklichkeit geworden. Nicht mit Unrecht sprechen viele schon von einem "Weltkriege". Jedenfalls sind bereits drei Erdteile in dieses furchtbare Kriegsringen hineingezogen. Die meisten beteiligten Großstaaten haben Kolonien. Es ist ohne weiteres klar, daß diese mit zum Kriegsschauplatze gehören, wenn auch ihr endgültiges Schicksal von den Ergebnissen der Schlachten in Europa abhängen wird.

Für die Mission ist das schmerzlichste und folgenschwerste Ereignis das Eintreten Englands in die Reihe unserer Feinde. Wir haben hier nicht hohe Politik zu treiben. Aber als Christen und Missionsfreunde haben wir uns zu fragen, was unter den jetzigen äußerst ernsten und schwierigen Zeiten zu tun unseres Amtes ist.

Zunächst haben wir, wie jedermann, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. In großerartiger Einmütigkeit steht unser ganzes deutsche Volk hinter seinem Herzog, d. h. seinem obersten Heerführer, der uns die Verkörperung von Volk und Vaterland ist. Er rief, und alle, alle kamen. Willig und freudig geben wir ihm Gut und Blut, Wehr und

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist! Matth. 21, 22. und Waffe, unsere Gebete und unsere Segnungen. Seine Sache ist unsere Sache; sein Sieg unser Sieg. Christen sind immer auch gute Patrioten gewesen — und auch gute Soldaten, wie keiner öfter betont hat, als unser Kaiser selbst.

Dem Kaiser jetzt sein Bestes zu geben, gebietet nicht nur die Pflicht der Treue und des Gehorsams, der auf richtigen Zuneigung und Liebe. Auch der, der dar wäre diefer heiligen Gefühle, müßte schon aus Gründen der Klugheit dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Es geht um Deutschlands Sein oder Nichtsein. Deutschlands Wohl ist aller Deutschen Wohl. Steigt Deutschland, werden auch alle deutschen Friedenswerke blühen, ja sie könnten, zu mal auch die äußerer Missionen, sogar zu ungeahnter Entfaltung kommen. O gäbe es der gnädige Gott! Würde dagegen Deutschland fallen, so entstünde nicht zum wenigsten auch färmlich-deutsch Missionen unberechenbarer Schaden. Wie entschieden hat sich noch im vorigen Jahre unser Kaiser zur Segensarbeit der Heidenniission bekannt! Die Nationalspende von 3½ Millionen Mark für diefer Zweck war ihm unter den vielen Freuden seines Regierungsjubiläums eine der höchsten. Er ist der

Schutzherr der „Deutschen Evangelischen Missionshilfe“ geworden. Wir erleben den Sieg unseres Kaisers und seiner tapferen Truppen, daß wir unter seinem Schutz und Schirm ein geruhiges und stilles Leben führen möchten, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit zur freien und fröhlichen Verfätigung aller Liebeswerke, auch der Heidenmission.

Geben wir also dem Kaiser, was

des Kaisers ist! „Und Gott, was Gottes ist“, sagt der Herr. Denken wir doch ja nicht, daß eins das andere ausschließt, daß hier ein Gegensatz vorliegt! Nicht „Aber“, sagt der Herr, sondern „Und“. Jedem das Seine, das gilt hier. Beides mit einander verbunden soll der Christ zu zu leisten suchen: Kaisertreue und Gottes-treue, feines ohne das andre. Um beim Größten zu bleiben, so weist der Herr uns an, ebenso Staatssteuern und Wehrbeitrag ohne Murren zu zahlen, wie auch Kirchensteuern und Missionsbeiträge. Und sie werden es auch können, die Christen, die da wissen, daß Gott nie unausführbare Gebote gibt.

Es versteht sich von selbst, daß in diesen Tagen größter Erregung die Mission in den Hintergrund tritt, wo das bedrohte Vaterland von Feinden ringsum belagert wird. Es gilt jetzt eben den Nächsten zu lieben und das Nächste. Man würde es einfach nicht verstehen, wenn die Mission sich in diesen Tagen irgendwie hervordrängen wollte. Aber andererseits darf ihr ihr bescheidenes Teil Speise auch nicht vorenthalten werden. In dem allerärgsten Kampfe, in dem wider die Finsternis, haben unsere Missionare und Missionarinnen jahrelang treu gestanden. Meistens hat die große Masse ihr stilles Heldentum nicht beachtet. Ungeehrt haben sie ihre Pflicht getan als Vertreter der christlichen Ge-

samtgemeinde, die Salz der Erde und Licht der Welt sein soll. Und wir sollten sie und ihre Arbeit, zu der uns der Herr aller Herren und der König aller Könige aufgerufen hat, im Stiche lassen? Sind wir von Gott Erleuchtete, so müssen wir auch angesichts des gegenwärtigen Krieges, selbst wenn er zu einem Krieg aller gegen alle ausarten sollte, weiter denken, müssen mitten im Kriegsgetöse den Frieden zu schaffen suchen und die Werke des Friedens fördern, trots allem und trotz allem. Denn die Erde ist des Herrn, und sein Reich ist nicht von dieser Welt. „Gebet Gott, was Gottes ist“. Wir wollen nicht klagen, wenn der Missionsgaben weniger werden; aber aufhören dürfen sie nicht. Wir wollen und müssen unsern Betrieb einschränken. Aber wir dürfen und können Gottes Sache nicht verraten. Fahnenflucht ist schimpflich. Die Kreuzesfahne der Mission wegwerfen wollen, wäre mindestens gleicher Schimpf.

Schon jetzt beweisen uns verschiedene Zuschriften, daß noch viele so denken wie wir. Sie bezeugen es mit Wort und Tat, daß die Mission nicht verschaffen werden dürfe, gerade jetzt nicht, wo sie in ganz besondere Not geraten ist. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“. So tragen also die Christen doppelte Last! Allerdings. Aber, wo man jetzt so oft wiederholen hört „Viel Feind, viel Chr.“, jetzt, wo man in treffender Wendung des „Deutschland, Deutschland über alles“, „Alles, alles über Deutschland“ gesagt hat, jetzt müssen wir als Christen auch sprechen: „Viel Last, viel Lust“. Unsere doppelte Burde ist auch doppelte Würde. Wir dienen dem irdischen Vaterland und dem himmlischen, weil wir Bürger zweier Welten sind.

Die Goßnersche Mission und der gegenwärtige Krieg.

Mit sorgenvoller Teilnahme werden alle unsre Freunde fragen, wie es denn gerade um unsre Mission bestellt ist

in diesen Tagen der Spannungen und Entladungen? Der weltgeschichtliche Sturm, der über die Lande dahinbraust,

erschüttert auch den Baum unsrer Arbeit in allen Blättern, Zweigen und Nesten bis an seinen Wurzeln.

Die bisherige Verbindung mit unsren Missionsfeldern am Ganges, unter den Stols, in Assam, und auch in Kamerun, ist bis auf weiteres völlig abgeschnitten. Wie es zur Zeit unsren deutschen Missionsgeschwistern ergeht, — wir wissen es nicht. Mit Fleiß haben wir gesucht, uns auf Umwegen dennoch mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Bis her ist es nicht gelungen. Können wir augenblicklich auf unmittelbarem Wege Ihnen keine Briefe, keine Karten, keine Telegramme senden, so noch viel weniger Pakete oder gar die üblichen großen Weihnachtspakete. Es wäre jetzt gerade die Zeit ihrer Absendung gewesen. Nun muß alles in der „Lagertube“ lagern in Hoffnung besserer Zeiten, und für die persönlichen Bedürfnisse der Missionare und ihrer Familien kann nichts mehr zur Weiterbeförderung angenommen werden. Nur die Arbeiten der Nähvereine sind weiter sehr erwünscht und werden mit Dank, wie bisher, empfangen werden. Was aber die Missionsgeschwister selbst anbelangt, so bleibt uns zur Zeit nichts anderes übrig, als sie, die an unsrer Statt draußen in der Heidenwelt auf Vorposten stehen, in täglichem ernsten Gebete der Barmherzigkeit Gottes und der Unterstützung ihrer Gemeinden, oder auch etwaiger noch draußen befindlicher vermindriger Deutschen, oder auch Angehöriger anderer Nationen zu empfehlen, die über ihren nationalen Pflichten die der christlichen Bruderliebe nicht verhältnismäßig verfallen wollen. Für unsre heidenchristlichen Gemeinden steht aber eine Zeit der Prüfung und Sichtung bevor, wie sie noch nicht dagewesen ist. Betet für die jungen Christen, teure Missionsfreunde, daß sie im Glauben standhalten und sich dadurch nicht irre machen lassen, daß die sogenannten christlichen Völker Europas so erbittert auf Tod und Leben wider einander streiten! Es ist nicht daran zu zweifeln, daß alle unsrer Arbeit feindlich gesinnten Elemente im

Heidentum mit wahrer Höllenlust die Gelegenheit benutzen werden, schwache Seelen zum Abfall von der Kirche und zum Rückfall ins heidnische Wesen zu verführen.

Und wie sieht's bei uns in unserm Hauptquartier aus, in unserm Missionshaus in Friedenau? Alle unsre Jöglinge sind zu den Waffen gerufen oder haben sich freiwillig gestellt. Bis auf einen, der aber auch täglich weggerufen werden kann, sind schon alle fort. Der Betrieb des Missionsseminars mußte daher völlig eingestellt werden. Alle dadurch freigewordenen Räume sind zu Lazarettszwecken bereitgestellt. Opferwillige Kräfte der Friedenauer Kirchengemeinde haben die innere Einrichtung (etwa 45 Betten einschließlich derer, die das Missionshaus stellen konnte) geliefert und werden auch für den weiteren Betrieb des Lazaretts sorgen, so daß der Mission daraus keine Unkosten erwachsen. Von sieben z. B. in der Heimat befindlichen Missionaren ist einer eingezogen, drei sind landsturmfpflichtig. Von den drei Inspektoren sind zwei landsturmfpflichtig. Von den andern zwölf Herren des Kuratoriums sind zwei landsturmfpflichtig.

Am Abend des 3. August hielten wir im Eßsaal des Missionshauses eine Kriegsbesprechung. Der Ansprache des Direktors lag der 35. Psalm zu Grunde. Dann wurden im Gebet auf den Knien die noch im Hause befindlichen, aber zum Ausmarsch bereitstehenden Missionsjöglinge dem Schutze des Herrn der Heerscharen befohlen.

Am 6. August hielt unser Kuratorium eine außerordentliche Sitzung, sozusagen eine Kriegssitzung, in der eingehend unsre gesamte Lage, wie sie durch den Krieg geworden ist, beraten wurde.

Endlich erwähnen wir noch, daß Geh. Konf.-Rat Dr. Conrad, unser Vorsitzender, das erste Kriegsbüchlein hat erscheinen lassen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Für unser kämpfendes Heer. (Berlin 1914. Verlag von M. Warneck, 15 Pfg. von 50 Exempl. ab 10 Pfg. Zu beziehen auch durch unsre

Buchhandlung). Wir empfehlen diese geistliche Stärkung herzlich zur Mitgabe an die Ausziehenden und zur Sendung an die schon vor dem Feinde Stehen-

den. Auch der Krieger lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. (Vgl. auch unter „Nachrichten“ 1-3.)

Der Idealismus in der indischen Frauenwelt.

Bon der Geburt bis zur Verbrennung.
Bon Missionar Karl Beckmann in Hazaribagh.

Das Leben als Hausfrau.*)

Für die Stellung der jungen Frau in der neuen Verwandtschaft ist es bezeichnend, daß, wenn der Bräutigam das Haus seiner Eltern zur Hochzeit verläßt, seine Mutter ihn fragt: „Nun, mein Sohn, wo gehst Du hin?“ Er antwortet darauf: „Ich will Dir eine Dienerin, eine Magd in Dein Haus holen“.

Nach der Hochzeitsfeierlichkeit geht gewöhnlich die Kindfrau für einige Wochen zu ihrer Schwiegermutter. Man möchte sich kennen lernen. Da sie noch ein Kind ist, sieht sie ihren Mann in den höheren Schichten des Volkes nur selten. Sie wird dann auch bald wieder von ihrem Vater in sein Haus zurückgeholt. Dort bleibt sie bis zu ihrer Volljährigkeit, d. h. in diesem Lande bis zum zehnten oder zwölften Jahr. Dann findet die Schlühhochzeit statt. Hüben und drüben werden wieder Tafessen gegeben; aber diesmal hat alles mehr den Charakter einer engeren Familienfeier. Darnach wird sie noch dem Hause ihres Mannes gebracht, wo sie nun dauernd bleibt.

In ihrem neuen Heim ist es weniger der Mann, als vielmehr dessen Mutter, von der ihr Glück und ihre Zufriedenheit abhängt. Sie nimmt ihren ganzen Hochzeitsschmuck, den sie sich so sehr erwünscht hatte, und an dem ihr Herz so ganz hängt, in ihre Bewahrung, denn es ist ja die Mitgift für ihren Sohn. Von ihrer Freundlichkeit hängt es ab, wann und wie oft die junge Frau ihn wieder wird tragen dürfen.

*) Vgl. Nr. 3, S. 39 ff. „Die Kindheit“ und Nr. 6, S. 86 ff. „Die Eheschließung“.

Sie wird wiedergeholt, dabei verspricht die neue Verwandtschaft, in Zukunft sein säuberlich mit dem Töchterlein, die inzwischen zur Jungfrau heranblüht, umzugehen. Ein oder zweimal fortlaufen gehört auch zu den Anstandsregeln; die ihr nachgehende Mannesliebe soll dabei auf die Probe gestellt werden. Dieses Hindundher hört auf, sobald die Mutterpflichten in Sicht kommen. Man höhnt sich mit der Göttin des Glücks aus, auch wenn das Los nicht aufs Liebliche gefallen ist.

Der Gipfel des Ideals einer Indierin ist die Mutterchaft! Das Leben einer kinderlosen Frau ist äußerst tragisch und zufrieden gesehen, aber auch nur da, wo Gottes Geist die Herzen tief umgestaltet und neu gebildet hatte. Wo Glaube, Liebe und Arbeit einen Erfolg bieten und das Leben auch ohne Kinder harmonisch und lebenswert, reich und beglückend machen.

Der Opfer und Gebete sind viele, um obiges Ziel zu erreichen. Hier mögen zwei Arten angeführt werden, die jedermann zu ersehen Gelegenheit hat. Dort ist ein großes Opferfest verbunden mit einem Jahrmarkt. Auf dem weiten, ebenen Platz entwickelt sich ein reges Leben, denn Tausende von Männern, Frauen und Kindern kommen von allen Seiten mit ihren Opferstieren, Gaben und Blumen herangezogen. Bald sind die Schreine und Opferstätten von vielen Menschen umgeben, die kommen und gehen. Unter den verschiedenen Gruppen fällt uns eine auf, die nur aus Frauen und Mädchen besteht. Viele zarte, ernste Kindergesichter sind darunter. Alle blicken auf den tischgroßen Schrein in der Mitte, der von einem mit Blumen reichlich geschmückten Laubdach überwölbt ist. Dort sitzen zwei Priester; und alle jene Frauen, Jungfrauen und Mädchen sind gekommen, um durch ihre Opfer und Gaben Mutter zu werden. Klein und groß sind verheiratet, der rote Strich auf der Stirne sagt es uns. Vor den Priestern befindet sich das Sinnbild der Göttin Sasthi. Es ist bei dieser Gelegenheit ein Stein, der

Indierin heißt es: dem Mauerblümchen den seltenen Sonnenstrahl ganz zu bauen.

Kinderlose Ehen bleiben auch selten bestehen, einerlei ob der Mann überreich oder unterarm sei, sie bedeuten Scheidung, oder in den meisten Fällen die so sehr gefürchtete Nebenfrau. Auf Grund meiner Forschungen in einzelnen Dörfern, ganz abgesehen von den Städten, in ganz verschiedenen Provinzen, möchte ich bezweifeln, daß es in diesem Übermillionenvolk eine kinderlose, intakte Ehe gäbe. Ich habe nur bei christlichen Hindus solche Ehen glücklich und zufrieden gesehen, aber auch nur da, wo Gottes Geist die Herzen tief umgestaltet und neu gebildet hatte. Wo Glaube, Liebe und Arbeit einen Erfolg bieten und das Leben auch ohne Kinder harmonisch und lebenswert, reich und beglückend machen.

Der Opfer und Gebete sind viele, um obiges Ziel zu erreichen. Hier mögen zwei Arten angeführt werden, die jedermann zu ersehen Gelegenheit hat. Dort ist ein großes Opferfest verbunden mit einem Jahrmarkt. Auf dem weiten, ebenen Platz entwickelt sich ein reges Leben, denn Tausende von Männern, Frauen und Kindern kommen von allen Seiten mit ihren Opferstieren, Gaben und Blumen herangezogen. Bald sind die Schreine und Opferstätten von vielen Menschen umgeben, die kommen und gehen. Unter den verschiedenen Gruppen fällt uns eine auf, die nur aus Frauen und Mädchen besteht. Viele zarte, ernste Kindergesichter sind darunter. Alle blicken auf den tischgroßen Schrein in der Mitte, der von einem mit Blumen reichlich geschmückten Laubdach überwölbt ist. Dort sitzen zwei Priester; und alle jene Frauen, Jungfrauen und Mädchen sind gekommen, um durch ihre Opfer und Gaben Mutter zu werden. Klein und groß sind verheiratet, der rote Strich auf der Stirne sagt es uns. Vor den Priestern befindet sich das Sinnbild der Göttin Sasthi. Es ist bei dieser Gelegenheit ein Stein, der

Biem 1915

2

der Erdenkinder nach seinem Ermessen zu, wie viele Kriegs-, wie viele Friedensjahre sie haben sollen, wie er seinem heiligen Kinde Jesus auch das Maß der Leiden und der Freuden bestimmt hatte.

Darum schöpfen wir die Kraft, alles zu ertragen, was da kommen mag, aus der Gewissheit: Wir stehen in einem Geschehen, das Gott gewirkt hat. Und weil er über den Tagen der Weltgeschichte waltet mit allihrem Inhalt, geschieht auch alles, wie Paulus sagt, „um euretwillen.“

Der Apostel war vielfach krank gewesen. Auch schwere Röte und Gefahren aller Art hatten ihn angegriffen und manchmal zur Stille gezwungen. Da schärft er seiner Korinthischen Gemeinde ein, daß auch solche Erlebnisse wie für ihn, so auch für seine Christen ihr Gutes hätten: „Es geschieht alles um euretwillen.“ Selbst wenn sich die Sterblichkeit seines armen Leibes so recht fühlbar mache, werde desto heller die Kraft des Lebens Christi an ihm offenbar. So werde Christus in jedem Falle verhürt, und nicht zum mindesten dann, wenn über seine Knechte Trübsale kommen.

Halten wir das fest auch für die Schicksale des Jahres 1915. Der Herr will uns mit ihnen nicht zerstören, sondern durch sie fördern. Sicherlich, vieles wird geschehen, was wir nicht wünschten. Vieles, was wir wünschten, wird zwar geschehen, aber es wird anders geschehen, als wir es wünschten. Und alle Einzelheiten des Geschehens sind uns verborgen. Aber alles wird geschehen um unsertwillen.

Mit solchem Trost gegürkt, wollen wir aufs neue den Wandlerstab ergreifen. Wir werden, so wir leben, nach zwölf Monden vom Gange unseres Lebens und dem der Völker mehr wissen, als heute. Manche Hoffnung wird vielleicht zu Grabe getragen sein. Oder aber unerwartete Segnungen können aufsprechen. „Es gehe, wie es gehe, dein Vater in der Höhe, der weiß zu allen Sachen Rat.“

Was wird also werden? Unter allen Umständen wird der Wille Gottes werden, und was geschiehet, es wird sich zeigen früher oder später, es war „um unsertwillen.“

Der große Lehrmeister von heute.

Von Missionsdirektor H. Kausch.

1.

Der große Lehrmeister von heute, das ist der Krieg. Seine Schultüre der Erdkreis. Seine Schüler die Völker. Seine Unterrichtsweise die lebendige Anschauung in gewaltigen Bildern. Seine Sprache wie der Donner, so vernehmbar, so furchtbar. Niemand kann sich seiner Lehrmacht entziehen. Er übt einen unvergleichlichen Schulzwang aus. Und wehe dem, der überhören wollte, was dieser scharfe Erzieher unsernen Zeitgenossen zu sagen hat! Denn er hat die Berufungskunde zu seinem Lehrgeschäft von dem höchsten Herrn erhalten, und in dessen Namen ruft er hinaus in alle Lande: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Und erstaunlich, wie er in allen Fächern beschlagen ist! Wo ist ein Gegenstand, in dem er nicht zu unter-

richten verstände? Geschichte und Geographie, Weltweisheit und Menschenkunde, Medizin und Mathematik, nichts fehlt. Ja, auch „Religion“, auch „Bibelkunde“, auch „Missionslehre“ gehört zu seinen Fähigkeiten. Wohlan, wandern wir hindurch durch die Hochschule dieses wahren Universal-Doktors aller Fakultäten und hospitieren wir ein wenig in seinen Stunden! Es möchte für uns manch ein Stück Lebensweisheit abfallen, das wir für später werden gebrauchen können. Denn auch über dieser „Kriegsschule“ steht die alte goldene Inschrift: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir.“

Das Vornehmste, das uns der Krieg zu Gemüte führt, scheint mir, ist die Abhängigkeit des Menschen von höheren Mächten, schließlich von Gott dem Herrn.

Wer hat dieses Ungeheure, unter dessen Schwergemicht wir gebeugt sind, herbeigeführt? Die regierenden Hämpter, das steht von jedem unter ihnen seit, haben den Krieg nicht gewünscht, nicht gewollt. Auch die leitenden Staatsmänner nicht. Soviel Gemüsse hatten sie noch alle, daß sie sich nicht der unsagbar großen Verantwortung bewußt gewesen wären. Ebenso waren die Völker, wenn man darunter die Masse der ehrbaren und arbeitsamen Bürger und Bauern versteht, durchaus dem Bruch des Friedens abhold. Wohlgebeten in manchen Ländern kriegsbeherbliche Elemente, genährt von einer gewissen Presse, der ohne Zweifel ein großer Teil der Schuld am Weltkriege beizumessen ist, einer Presse, die planvoll das Vertrauen von Volk zu Volk untergrub. Es gab da und dort kriegslüstnerne, abenteuerliche Leute, denen der bisherige Zustand einfach zu langweilig war, die nach großen Taten dürstete, solche, denen alle Klugheit in dem Satze gipfelte, daß der Krieg aller Dinge Vater sei. Aber es waren das nur kleine Kreise. Vor allem hatte die deutsche Armee, mit ihren Offizieren in über vier Jahrzehnten seit dem letzten Kriege geradezu glänzend bewiesen, welche straffe Zucht verhaltener Kraft ihnen inne wohne, welche Höhe der Selbstbeherrschung bei aller Selbstbehauptung. In jedem Falle genügt der Hinweis auf die etwaigen an Zahl doch verhältnismäßig sehr geringen Kriegstreiber ganz und gar nicht, das Entstehen des Weltkrieges zu erklären. Am wenigstens ist es angängig, einen Einzelnen, oder auch nur Eitlichen zu Sündenböden zu machen für alles, was da kam. Denn wenn auch alle Seiten ihre stark hervorstehenden Einzelpersönlichkeiten haben, in denen die Bewegungen des Tages, gute und böse, verkörpert zu sein scheinen, so bleibt doch wahr, daß es nicht Morgen wird, weil der Hahn kräht, sondern der Hahn kräht, weil es Morgen wird. „Du glaubst zu schreien, und du wirst geschoben“, das gilt vor allem von denen, die von der breiten Öffentlichkeit als

die Führer angesehen oder allgemein verehrt werden. Auch sie sind und bleiben abhängige Menschen.

Alles Erdische hat vielmehr jenseitige Ursachen. Die Menschenlein drehen die Erde nicht, auf der sie wohnen. So machen sie auch ihre eigene Geschichte nur zum Teil selbst. Sie, die nicht wissen, was morgen sein wird, sie, deren Leben ein Rauch ist und ein Nebel, sie haben sich nicht in der Gewalt, sie können letzten Endes weder über Krieg noch über Frieden verfügen. Jedes Kind weiß, daß alle Kriege, mehr oder weniger, mit der Verteilung der Menschen über gewisse Länder zusammenhängen. Und so bahnen sich gewiß auch jetzt große Verschiebungen unter den Völkern an, große Veränderungen der Landkarte, die noch nicht abzusehen sind. Aber gerade hieron hat der Apostel in seiner weltgeschichtlichen Predigt zu Alten geagt: „Gott hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange (zeitlich) und wie weit (räumlich) sie (die einzelnen Menschheitsgruppen) wohnen sollten.“

So müssen wir vollen Ernst mit der Tatsache machen, daß ein allmächtiger, heiliger und gerechter Wille Menschen und Völker in seiner Hand hat, sie nach seinen, uns oft verhüllten Gedanken hin, und herbewegt, und durch sie verwirkt, was er sich vorgestellt hat. Luther hat sich nicht geschaut, hierfür das Bild zu gebrauchen: „Gott hat ein schön, herrlich und sehr stark Kartenspiel von eitel mächtigen, großen Herren als Kaiser, Königen, Fürsten usw. zusammengesetzt; schlägt einen mit dem andern. Das ist unseres Herrn Gottes Regiment, wie Maria im Magnifikat singet: Deposuit potentes: Er setzt die Mächtigen vom Stuel“ (Luk. 1, 52).

Sind denn die höchsten Herren der Erde nur Gottes ganz geringe Untertanen, was ist es denn um unser Raten und Taten, um unser Rechnen und Planmachen? Hatte man vor dem Kriege nicht oft den Eindruck, als wolle sich der menschliche Hochmut schier über-

schlagen? Ansprüche und Einbildungen kannten kaum noch eine Grenze. „Linke Rügne soll überhand nehmen, uns gebühret zu reden, wer ist unser Herr!“ Mit diesen Worten des 12. Psalms kennzeichnete sich Stimmung und Grundverfassung des Zeitgeistes. Es war dem Menschen nicht genug, vor seinem Schöpfer und Erhalter ein Mensch zu sein. Er trachtete nach dem Übermenschentum und rühmte sich, es erreicht zu haben.

Wie ein Weiter schlug da der Krieg uns Empörkömmlinge und Gerngroße zu Boden, machte uns klar, daß vor dem Tode und vor dem Schicksal, das über uns verhängt wird, nichts sind, auf die Gnade dessen angewiesen, der sie aus dem Nichts ins Sein gerufen hatte.

Aber „wir Christen“ waren doch wohl demütige Leute? Da nun, wir haben grundfächlich die Herrschaft Gottes über uns anerkannt. Wie schwer würde man sich versündigen, wollte man alle die treuen Bekennner blos für „Herr, Herr-Sager“ erklären! In vieler Herzen, nicht blos auf den Lippen, stand geschrieben: „Ach, ich bin viel zu wenig, zu rühmen seines Ruhm, der Herr allein ist König, ich eine welle Blum!“ Daz am Gottes Segen nicht nur „etwas“, nicht nur „viel“, sondern „alles“ gelegen sei, war uns gerade beim Missionsarbeite, da man mehr wie sonstwo seine völlige Abhängigkeit von der Kraft aus der Höhe fühlen muß, tiefe Glaubensüberzeugung. Allein, haben wir bei dem vielen Wirken nach außen nicht denn doch den menschlichen Faktor in der Mission gegenüber dem göttlichen (nicht in der Theorie, aber praktisch) hinterangestellt? Man verlachte, die Erde unter die Missionsgesellschaften aufzuteilen, man schuf ein Netz feiner und fühllicher Verbindungen der Missionskräfte in den Heimatländern und auf den Arbeitsfeldern. Es wurde viel getagt, viel verhandelt, grohartige Pläne für die Zukunft des gesamten evangelischen Missionslebens waren im Entwurf fertig. Mit Hochdruck wurde allenthalben die Werktätigkeit betrieben. Es

war der Strom der Zeit, der auch die Freunde und beruflichen Arbeiter der Mission mächtig mit forttrieb, sich mehr zu rühmen als bisher. Die Großmacht „Preß“ wurde nach Gebühr unvergleichlich kräftiger als früher für die heilige Sache der Mission ausgenutzt. Überall hoffnungsvolle Anzeichen neuen Aufschwungs! Wer wollte in all diesem Tun das bedeutende Maß missionarischen Pflichtbewußtseins verleugnen, den Eifer, dem Herrn zu dienen, sein Testament an die Menschheit zu vollstrecken! Und nun kommt grausam der Krieg, zerstört unsre geistlichen Schlachtpläne, zerreißt die Füden christbündischer Verständigung zwischen den einzelnen Ländern der alten Christenheit, und überläßt einer vielleicht ferneren Zukunft, was aus den guten Samenkörnern unsrer Arbeit, unsrer neuartigen Bestrebungen werden soll! Ist es nicht so, als wollte uns Gott die Allmächtige durch seinen starken Boten Krieg sagen: „Seht, ihr Missionsleute, Ich gebrauche euch wohl, wie es Mir beliebt, aber Ich brauche euch nicht. Es ist Mir gleich, mit viel oder mit wenig zu helfen. Ein einziger Meiner Knechte kann Mir wie ein Heer gelten; und ein ganzes Heer von Arbeitern hat Mir unter Umständen wenig Wert. Auch über die Zeit, da etwas für Mein Reich geschehen soll, führe Ich Meine eigene Rechnung. Beschließt einen Rat und werde nichts draus. Veredelt euch, und es bestehet nicht.“ So läßt wohl schon jetzt der Krieg uns die Erfahrung reisen, daß manches, was „Im Namen Gottes“ oder als ein „Gott will es!“ unternommen wird, doch nicht von Gott war, oder nicht in einer ihm wohlgefälligen Weise begonnen und betrieben ward. Gott nimmt es besonders genau mit denen, die Ihn auf ihre Fahne geschrieben haben, und die wirklich oder vorgeblich sein Werk vertreten. Noch heute, und immerdar, fängt das Gericht an am Hause Gottes. In manchem werden wir nach den Kriegen von vorne, und zwar recht beschließen, wieder anfangen müssen, nachdem wir das Nötige gelernt haben von dem

großen Lehrmeister, der so erschütternd das erste aller Gebote verkündet: „Ich bin Gott und keiner mehr. Ich lasse meine Ehre keinem andern. Mir sollen sich alle Kniee beugen.“

Kann sich darum die Mission gar nicht genug abhängig machen von ihrem Herrn und seinem Geist, ebenso im großen Ganzen wie bis hinein in die Einzelheiten ihrer Tätigkeit, so zeigt uns anderseits der Krieg, daß wiederum gerade die Mission nicht einer falschen Abhängigkeit ausgeliefert werden darf.

An Liebe zur Heimat, zum Vaterland, zum Deutschen Reich, zum Deutschtum mit seinen so reichen Gaben und Kräften wollen wir uns von niemandem überbieten lassen. Wir sind vollständig davon durchdrungen, daß eine Niederlage unseres Volkes auch von unberechenbarem Schaden wäre für die Weiterführung unsrer deutschen Missionen, sowie umgekehrt, daß ein nationaler Aufschwung auch die deutschen Missionen zu neuer Blüte heben könnte. Wir haben daher auch als Vertreter der Mission Recht und Pflicht, für den Sieg der deutschen Waffen zu beten, und besonders auch für die Befreiung unsrer vom Feinde genommenen oder besetzten Kolonialgebiete. Nach wie vor halten wir daran fest, daß es ein gesunder Gedanke ist, deutsche Missionare in das größere Übersee-Deutschland zu schicken, so mit die deutschen Heiden, besonders in Afrika mit seinen gewaltigen Aufgaben, zu Christenmenschen zu machen. Keinesfalls aber darf darum die Mission internationalisiert werden. Wenn der Weltkrieg etwas deutlich erwiesen hat, so ist es dies: wie es doch beschaffen ist mit der Sicherheit der Reiche dieser Welt! Diese Reiche kommen und geben. Ihre Gebiete gehören heute dieser, morgen jener Macht. Soll und kann die Mission diese Wechsel im Besitz und Eigentum mitmachen? Allerdings könnte es geschehen, daß die Weltlage für eine gewisse Zeit oder dauernd die Mission aus einem Lande vertriebe. Es könnte

ein Volk so an den Rand des Abgrundes kommen, daß für die weitere Mission eben dieses Volkes die persönlichen und die finanziellen Kräfte fehlten. Es könnte sich der Massenhaß, der Massenhaß so steigern, daß keine größere Begeisterung für Werke allgemeiner Menschenliebe zu erreichen wäre, wie der Herr sagt: „Weil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten.“ Es könnten sich die Nationen, auch nach dem „Frieden“, in fortglühendem Groß so gegeneinander abschließen, daß man nur den eigenen Volks- und Staatsgenossen Gutes gönne, nach dem Wort des Bergpredigers: „So ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Böller auch also?“ Das wären aber beflagenstwerte, entsetzliche Zustände, und wenn jemand, dann wären gerade die Christen dazu da, ihnen entgegen zu wirken. Nun und niemals aber darf man den Grundsatz aufstellen: „Deutsche Missionen nur für deutsche Gebiete!“ Wohin man damit käme, würde allein schon das gegenwärtige Geschick der Kolonie Togo begreiflich machen. In der Welt, ist die christliche Mission, doch nicht von der Welt. In bestimmten Staaten lebend, und deren Los in Freud und Leid vielfach teilt, steht und fällt vor halben wir daran fest, daß es ein gesunder Gedanke ist, deutsche Missionare in das größere Übersee-Deutschland zu schicken, so mit die deutschen Heiden, besonders in Afrika mit seinen gewaltigen Aufgaben, zu Christenmenschen zu machen. Keinesfalls aber darf darum die Mission internationalisiert werden. Wenn der Weltkrieg etwas deutlich erwiesen hat, so ist es dies: wie es doch beschaffen ist mit der Sicherheit der Reiche dieser Welt! Diese Reiche kommen und geben. Ihre Gebiete gehören heute dieser, morgen jener Macht. Soll und kann die Mission diese Wechsel im Besitz und Eigentum mitmachen? Allerdings könnte es geschehen, daß die Weltlage für eine gewisse Zeit oder dauernd die Mission aus einem Lande vertriebe. Es könnte

jenem vielleicht patriotisch erscheinen möchten, die aber dem Grundgedanken christlichen Glaubens und Liebens zuwider sind. Lassen wir das nicht vernechtet werden unter das Wesen dieser Welt, was aus anderen Regionen stammt und zu anderen Regionen führt.

Einiges anderes ist, was wir in Zukunft tatsächlich werden tun können. Über das lassen wir Gottes Sorge sein. Er wird auch seine Mission recht führen, wie zuvor. Er weiß die Stunden, wo er in ein Saat- oder Erntefeld rast; er ruft auch seine Knechte in eine andere Weinbergarbeit, wenn der bisherige Weinberg entweder die gewollte Frucht gebracht hat – oder nur Heerlinge, so daß er weiterer Arbeit nicht mehr wert. Aber die offenbarten Segensstätten evangelischer Mission, sie, da sich Gottes Erbarmen mit der Sünderwelt besonders verherrlicht hat, sie müssen gehalten werden, solange es der Herr selbst nicht verhindert! Stolz schlug unser Herz, als deutsche Helden auf

fernsten Posten für Pflichterfüllung einstanden „bis zum Neuersten.“ Die Ehre deutschen Namens erforderte es, so hieß es mit Recht. Man scheute nicht die Opfer an Gut und Blut. Nur eine Trümmerstätte nach tapferster Verteidigung wollte man dem habgierigen Gegner ausliefern. Nun, erfordert die Ehre unseres Heilandes, die Treue gegen Sein Werk etwas weniger Hingabe, weniger Mut, weniger Geduld? Sollen wir mir nichts dir nichts die Christusfahne herunterholen lassen, wo sie mit noch viel größeren Opfern aufgestanzt war, blos weil die politische Beilage der Gegenseite unter den Völkern so voll ist? Nein, abhängig von Gott, will die Mission möglichst unabhängig erhalten bleiben von dem Auf und Ab im Völkerkrieg, und mit dem Apostel dürfen wir unsere Stellung dahin bestimmen: „Dieweil wir empfangen ein unbewegliches Reich, haben wir Gnade, durch welche wir sollen Gott dienen, Ihm zu gefallen, mit Zucht und Furcht.“ (Hebr. 12, 28).

Unsere indischen Feinde.

Von Missionar F. Graetsch.

Zum ersten Male im Laufe der Weltgeschichte haben indische Truppen europäischen Boden betreten, um in diesem gewaltigen Völkerkrieg als unsere Feinde am Kampf teilzunehmen. Ungläubig haben wohl-viele, und besonders die, die Indien kennen, die Köpfe geschüttelt, als es hieß, daß Transportschiffe mit indischen Soldaten an Bord, im roten Meere gesunken sind. Und doch ist es Wahrheit geworden! Unsere tapferen Truppen werden bereits mit ihren indischen Gegnern die Waffen getreut haben, und bald wird es sich zeigen, ob die Hoffnungen, die die Engländer auf sie gesetzt haben, sich erfüllen werden.

Von all den exotischen Truppen, die gegen uns mobil gemacht worden sind, ist der Inder wohl der würdigste Gegner. Der gewöhnliche Inder ist ein friedliebender Mann, dem nichts fern

liegt, als das „Soldat spielen“. Einzelnen Völkerstämmen aber liegt die Lust am Kriegshandwerk im Blute. Ihre Könige beherrschten das Land schon in grauer Vorzeit, mächtige Reiche gründend und märchenhafte Pracht entfaltend. Durch allerlei Mittel hat England in den letzten zwei Jahrhunderten diese Reiche unterworfen, oder sie wenigstens tributpflichtig gemacht. Der Glanz ist verhüllt. Ihr Reichtum hat den englischen Sädel gefüllt. Gewaltige Künste zeugen von längst entstehender Pracht, und aus den Söhnen jener Krieger, die schon gegen Alexander den Großen gefochten haben, rekrutiert jetzt England seine indischen Söldnerheere. Die hervorragendsten Regimenter sind die der Sikhs, Rajputs, Pathans und Gurkhas, und diese nehmen auch nach dem Berichte der Zeitungen am Kampfe teil.

Die Sikhs.

Die Wort „Sikh“ ist die korrumierte Form von „sishya“ (Schüler) und zeigt, in welcher Abhängigkeit von ihren „Gurus“ (Lehtern) die Sikhs in allen Zeiten gelebt haben. Sie bewohnen den Panjab, und der ganze Stamm zählt etwas über 2 Millionen Seelen. Ihre Sprache, das Panjabi, ist dem Hindi nahe verwandt, und ihre Schriftzeichen, Gurumukhi genannt, sind nur eine Abart der Sanskritschrift. Die Sikhs sind ein großer, schlanker Menschenstamm, mit heller Hautfarbe und intelligenten Gesichtern.

Der Gründer dieses Geschlechtes ist Nanak, der im Jahre 1462 geboren wurde. Seine Absicht war, die Hindus und Mohammedaner zu vereinigen. Bei den letzten aber fand er wenig Anhang, weil seine Lehre zu pantheistisch war, und er als Hauptmittel zur Erlösung die Anrufung des Gottes Hari hinstellte. Heute sind sie fast ganz Hindu geworden. Ihr zehnter Guru, Govind, machte die Sikhs zu einer Nation von Kriegern. Die Kaste wurde verworfen, und jeder fügte „Singh“ (Löwe) zu seinem Namen hinzu. Als kriegerische Abzeichen sollten sie langes Haar, ein Schwert und kurze Beinkleider tragen.

Ram Singh, ein Guru späterer Zeit, hat viel zur moralischen Hebung der Sikhs beigetragen. Seine Nachfolger beobachten besonders 10 Gebote, 5 positive und 5 negative. Die positiven sind: Kara, Kach, Karpal, Kanghi und Kes = eiserner Schmuck, kurze Hosen (im Gegensatz zur allgemein gebräuchlichen Dhoti, die mehr einem Frauenrock ähnelt), eiserne Waffen, Kamm und Haar. Die Bedeutung ist, daß sie nicht weiblich (weiblich) sein sollen, nicht räfieren, und immer fertig zum Kampfe.

Die negativen Gebote heißen: Narimar, Kaur-mar, Sri-Katta, Sunnet-Katta, Dhr-Malia, d. h. nicht rauchen, nicht die Töchter töten, keinen Umgang haben mit denen, die das Haar scheeren, noch mit Beschnittenen, noch mit den Anhängern des Guru von Kartarpur. Das Religionsbuch der Sikhs ist das Adi

gurth. Obgleich sie stolz sind, keine Görenanbeter zu sein, wird dieses Buch doch wie ein Idol verehrt und behandelt. Es wird angezogen, geschmückt, zu Bett gebracht usw. In der Verehrung der Kuh sind die Sikhs noch strenger als die Hindus.

Die religiösen Gebräuche bestehen zum großen Teile aus Neuerlichkeiten. Jeder ist verpflichtet, die Japji oder Guru-Mantra, bestehend aus 40 Strophen oder Doppelzeilen, an jedem Morgen herzuzagen.

Ein intelligenter Sikh rühmte sich einst seines Schatzes guter Werke, den er sich auf folgende Weise erworben hatte: Er machte eine Pilgerreise zu einem heiligen Brunnen bei Amritsar. 85 Stufen führen zum Wasser hinab. Er stieg hinunter und badete im heiligen Wasser, stieg eine Stufe hinauf, jagte die vorerwähnten Japjis, stieg die Stufe hinab, badete wieder und stieg zwei Stufen hinauf, betete wieder die Japjis, stieg hinab, badete, und stieg dann drei Stufen hinauf. Dies tat er solange, bis er oben anlangte. 85 mal hatte er gebadet und 85 mal seine Gebete gesprochen. Die ganze Übung dauerte 14 Stunden. Von dem erworbenen Schatz glaubte er sein ganzes Leben lang zeihen zu können. Bei der Unterwerfung Indiens, waren die Sikhs die bedeutendsten Feinde der Engländer. Jetzt rekrutiert England aus ihnen seine besten Soldaten. Bei dem großen Militäraufstande 1857 sind viele Sikh-regimenter treueblieben. Was soldatische Eigenschaften und Tugenden anbietet, so steht

der Rajput

in keiner Weise hinter dem Sikh zurück. Seiner Abstammung nach ist er der edlere. Sein Geschlecht hat viele und bedeutende Fürsten hervorgebracht. Sie sind die Bewohner von Rajputana. Ihre Sprache ist Hindi. Es gibt etwa 70 Millionen Rajputs. Nur ein kleiner Teil von Rajputana ist unter direkter englischer Herrschaft. Der Rest ist in 18 Staaten eingeteilt, die von eingeborenen Rajas regiert werden. Stolz

Dasein, für die Wahrhaftigkeit seines Wesens und seines Wortes.

So haben später die Juden den Herrn selbst gefragt: „Was sollen wir tun, daß wir Gottes Werke wirken?“ Und er hat geantwortet: „Das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet an den, den er gesandt hat!“ Man kann somit Gott keinen größeren Gefallen tun, keine größere Liebe erweisen, als zunächst einmal, und dann immer wieder, an Ihn zu glauben.

Großartige Gelegenheiten bietet der Krieg den Christen, diesen ihren, und nur ihnen eigentümlichen „Gottesbeweis“ zu liefern, der weit hinausreicht über die bekannten „wissenschaftlichen Gottesbeweise“. Wie für den guten Arzt der gut und gründlich geheilte Patient die beste Empfehlung ist, so der Gläubige für seinen Gott, für seines Gottes Kraft und Gnade, Liebe und Treue. Es ist erhabend und trostreich zu sehen, wie viele ganz greifbare, leibhaftbare Beweise für Gott jetzt auf den Schlachtfeldern in Ost und West, zu Lande und zu Wasser, aufgestanden sind. Wie die Blumen im Frühling,

so sind sie hervorgekommen aus unsrern Gemeinden, diese Zeugen für unsrern Glauben. Daß ihre Zahl so groß sein würde, haben wohl nur wenige vermutet. Man sieht, daß unter dem schwarzen Boden Gottes Saat nur geschlummert hatte. Wir dürfen nach dem, was wir erlebt haben, jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß die „kleine Herde“ doch viel, viel größer ist, als unser Klein-Glaube sie geschägt hatte.

Durch ihr Leben, Leiden und Sterben leisten unsre heilensäftigen christlichen Krieger aber nicht nur Gott den Dienst, daß sie seine Wahrhaftigkeit beweisen. Auch uns den Zurückgebliebenen, den Überlebenden dienen sie zur Aufrichtung und Erhebung unseres Glaubens. Es kann ja auch nicht anders sein: Das Tun für Gott ist stets auch ein Tun für Gottes Kinder. „Und dies Gebot haben wir von ihm“, sagt der Evangelist Johannes, „daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.“ Damit verhürt sich nur unser Gottesbeweis zu einer doppelten Schnur, die nicht reift, die hält, was sie spricht.

Der große Lehrmeister von heute.

Von Missionsdirektor H. Kausch.

2.

Als Schicksal, Schicksal haben wir den Krieg kennen gelernt. Damit ist aber ein anderes nicht aufgehoben, nämlich: daß er auch Schuld ist, Menschen schuld, Gesamtschuld. Nicht umsonst hatten wir Alle bei seinem Beginn das Gefühl, es müsse nicht nur ein Landes-Vertag, sondern auch ein Landes-Vertag gehalten werden. Und so erlebten wir damals nicht blos Hilfe und Sieg, sondern auch Vergebung von unseren und unseres ganzen Volkes in langen Jahren aufgehäuften Sünden, mochten wir auch, was die unmittelbare Veranlassung zum Kriege anbetrifft, mit reinem Gewissen das Schwert aus der Scheide ziehen. Ist der Krieg also beides: gefendet von oben, verhürtet von unten,

so ist er mit einem Wort: Gottesgeisel, Gotteszüchtigung, Gottesstrafe. Welchen Rücksluß aber müssen wir ziehen auf den Zustand der europäischen Völker, auf das tiefste Wesen der Menschennatur, wenn der ewige Vater es für nötig befand, solche Plage, solchen Würgengel, solch ein Riesenunglück, das tausend Arten von allerlei Unglück in sich schließt, über uns zu verhängen? Der Krieg ist ein Wahrheitsspiegel, der uns mit erschreckender Klarheit zeigt, wie wir gestaltet sind.

Die Lehre der Schrift über den gefallenen Menschen war immer mehr verdunkelt worden. Wohl, der Mensch war schwach, unvollkommen, verbesserungsbefürftig. Aber mit den Mitteln

neuzeitlicher Wissenschaft, Kunst und Erziehung wollte man ihn schon heben.

Diese Mittel schienen ja auch gut anzuschlagen. Der Mensch wurde, so behaupteten doch viele, immer menschlicher. Die sozialen Bestrebungen fielen auf guten Boden. Die trennenden Schranken der Stände, der Völker fielen zusehends. Ein tiefes Friedensbedürfnis ging durch die Länder. Die Nationen streckten sich die Hände entgegen. Wir hatten Weltkongresse, Weltausstellungen, Weltverbündersfeste. Allerdings wurden diese Versuche, sich zu finden, sich zu verstehen, von manchen ernsten Männern belächelt, oder gar als schwärmerisch verworfen. Aber doch stellte, wenn auch keineswegs in all diesen Unternehmungen, so doch in manchen von ihnen ein berechtigter Kern. Galt denn nicht das Wort des Herrn: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen?“ und das des Apostels: „Ist es möglich, soviel an euch ist, habt mit allen Menschen Frieden?“ Gest freilich, wo Kämpfe ohne Gleichen toben, ist die Kritik an jenen friedlichen Erörterungen billig genug. Aber darum ist eine Sache noch nicht falsch, weil sie für den Augenblick gescheitert ist. Und dennoch hatten in einem Stücke die Bedenklischen, die Warner recht. Nicht das was man tat zur gegenwärtigen Annäherung der Menschen, der Christen, war schon in jedem Fall von vornherein verfehlt, verwerflich, sondern was man von solchem Tun erwartete. Dass viele Friedensfreunde erwarteten, sie würden mit ihrem Ruf „Die Waffen nieder!“ die Kriege aus der Welt schaffen; daß so viele christliche Friedensmänner glaubten, die tiefen religiösen, christlichen, kirchlichen Gegensätze würden durch ihre Versammlungen oder Flugschriften überbrückt, vergleichsweise befriedigt werden, das war das Schwärmerische an der Sache! Das man, trotz Kant und Schopenhauer, so schlecht die sich gleichbleibende menschliche Natur kannte; daß auch solche, die der Schrift Meister sein wollten, so vergessen könnten, was das Wort Gottes vom

menschlichen Herzen sagt, das noch heute dasselbe ist, wie vor Tausenden von Jahren, und was daher dasselbe Wort Gottes auch sagt von der Menschheit bis zu ihrer Endzeit — das war der große Fehler in der Rechnung. Und nun tritt durch den Krieg die schmerzliche Ernüchterung ein.

Wie schildert die geöffnete alte Weisheit den Menschen, nicht wie er sein sollte, nicht wie wir ihn gern haben möchten, nicht etwa nur den barbarischen, den uncivilisierten und unkultivierten Menschen, nicht nur den Menschen weitabliegender finsterner Zeitalter, sondern den Menschen jeder Zeit, den Menschen, wie er ist? Römer 1 und Römer 3 zeichnet Paulus unser Herz, und wir wissen: in voller Übereinstimmung mit dem Alten Testamente und mit den Reden Christi selbst. Es sind große Stellen in dem Briefe an die Befreiter der größten Weltmacht und Weltherrschaft des Altertums. Der Apostel, sonst so knapp, spart hier Ausdrücke nicht, als ob er sich nicht genug tun könnte in der Wahl der Farben, nur rechtzeitig und vollständig den Menschen zu malen, daß er sich selbst erkenne und die Notwendigkeit des Erlösers aus solchem elenden Sünden- und Todeswesen. Nur einiges greifen wir heraus. „Da sie sich für weise hielten, sind zu sie Narren geworden, voll alles Ungerechten, Gottesverächter, Ruhmredige, Treulose, Unverhöhnliche. Sie tun was des Todes würdig ist, und haben auch noch dazu Gefallen an denen, die das Gleiche tun. Sie sind alle abgewichen und allesamt unfruchtig geworden. Ihr Schlund ist ein offenes Grab, mit ihren Jungen handeln sie trüglich. Otterngift ist unter ihren Lippen. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen. In ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht.“ Oft hat man dieses Gemälde für zu düster gehalten, für ein Gemälde pessimistischer Übertriebung. Aber blicken wir in die Erlebnisse unserer jüngsten Vergangenheit, und Zug um Zug können wir

belegen mit Hunderten von Beispielen. Nicht daß jeder jedes begangen hätte. Aber Paulus zeigt, wessen der Mensch fähig ist, was er als ererbte und erworbene Anlage in sich trägt, und was bei sich bietender Gelegenheit aus ihm wie eine im Käfig festgehaltene, aber plötzlich frei gewordene Bettie hervorspringen kann. Nun hat sich in den letzten Monaten das Radikal-Böse, das Unter-Bettialische ohne Zweifel in gewissen Arten der Gattung „Mensch“ ganz besonders schrecklich geöffnet. Man schauderte, man entrüstete sich, daß solche Ruchlosigkeiten „noch im 20. Jahrhundert“ „noch im aufgeklärten und gebildeten Europa“ „möglich“ seien. Es war dabei eigen, wahrzunehmen, daß sich die kriegsführenden Völker gegenseitig der ärgsten Greuel beschuldigten. Ob das immer in der Wahrheit geschah, ist eine Frage für sich; jedenfalls trauten sie einander alle diese Dinge, beglaubigt oder nicht, ohne weiteres zu, und zwar in zunehmendem Maße bei der Vänge des Krieges. Das gibt zu denken. Das läßt tiefe Blicke tun in den Grund und Boden menschlichen Seelenlebens. Wie standen und stehen wir Deutschen da? Von etwaigen seltenen Ausnahmen, räudigen Schasen, abgesehen, wissen wir uns von dem frei, was uns die verblendeten, fanatischen und fanatisierten Gegner an unerhörten Schändlichkeiten nachsagen. „So sie daran liegen“, heißt es hier. „Wir leiden tief und schwer darunter, daß man über unser deutsches Wesen, das gerade zu Gewalttaten und Grausamkeiten so ganz und gar nicht neigt, so völlig in Unkenntnis ist, und daß man sich im feindlichen Heerlager — auch im geistigen — nicht die mindeste Mühe gibt, ein wenig in unsre wahren Eigenschaften einzudringen. Sei es drum! Vor den Menschen können wir mit größtem Freimut versichern, daß wir das nicht sind, als was man uns an den Pranger stellt. Über damit sind wir vor Gott noch nicht gerechtfertigt. Auch über uns steht das Urteil geschrieben: „Was

vom Fleische geboren wird, das ist Fleisch.“ Auch aus dem deutschen Herzen gehen arge Stücke hervor, die es verunreinigen vor den Augen dessen, vor dem auch nicht die Himmel rein sind. Werden wir nicht zu Pharisäern in dem großen Wunsche, uns vor ungerechten Anklagen zu verteidigen: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Völker: Franzosen, Russen, Belgier oder auch wie diese — Engländer!“ Im Übrigen: Gott hat sich auf dem Richtstuhl gesetzt und wird auch in diesen Zeiten als ein gerechter Richter seines Amtes warten. Er, der sein Ansehen der Person kennt und vergibt einem jeglichen, wie er es verdient. Und ob wir auch als Deutsche aus diesem gegenwärtigen, weltgeschichtlichen Prozesse mit dem Urteil „Freigesprochen“ hervorgingen, so sind wir dennoch ebenso wie alle Menschen, als Ungerechte von Geburt auf eine völlige Umwandlung unsers ganzen Wesens angewiesen und auch zu uns sagt der Wiederbringer des verlorenen Paradieses unsrer Unschuld: „Ihr müßt von neuem geboren werden.“

Darum predigt uns der Krieg in verstärktem Maße, nicht wie überflüssig die alte evangelische Heilsverkündigung ist, sondern wie notwendig sie ist, für alle Menschen. Deutsche wie Nicht-deutsche! So offenkundig sich die Sünde aufs neue enthüllt hat, um so deutlicher wurde es, wie wir einen Erlöser brauchen. Die Menschheit hat abermals ihre gänzliche Unfähigkeit erbäret, aus sich heraus zu Heil und Glückseligkeit zu gelangen. Wir können von uns aus nicht das Reich herstellen, das Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist ist. Gott allein kann es schaffen, bringen, vollenden, wie wir bekennen: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“. Hat der Krieg die Wahrheit über die menschliche Natur aufs neue ans Licht gebracht, so auch die Wahrheit des biblischen Weissagung, daß erst der wiederkommende Herr Verhältnisse auf Erden bringen wird, die sich in das Wort zusammen-

fassen: „Nun sind die Reiche der Welt Gottes und seines Christus geworden“. Vorher ist das Reich Gottes in den Reichen dieser Welt verborgen wie ein Schatz im Acker, ja oft wird es von ihnen sogar vergewaltigt, wie jetzt vielfältig der Mission gechehen von der Weltmacht England, so z. B. in Amerika und selbst in Britisch-Ostafrika. Wie hatte man so gern von der zunehmenden „Weltverklärung“ gesprochen, und auch auf christlichen Kanzeln war es ein oft gehörter Lieblingsausdruck. Der Zustand der Menschheit sieht allem andern jetzt ähnlicher als der Weltverklärung, vielmehr drängt sich einem das Johannestwort wieder auf: „Die ganze Welt liegt im Argen.“ Nicht von den Menschen, auch nicht einmal von den christlich gewordenen Menschen erhofft die Schrift die volle Wandlung der Dinge zum Guten, die „Weltverklärung“, sondern von Gott selbst: „Siehe, Ich mache alles neu.“ Nur durch eine Reihe göttlicher Kraft- und Machtarten, zu deren Schauplatz auch das Gebiet der Natur gehören wird, („Himmel und Erde will ich bewegen“), wird vollbracht werden, wos nach sich die Völker sehnen. Nicht auf uns, auf den Herrn zu harren, werden wir durch seine eigenen Worte immer wieder gemahnt. Da wir aber mehr denn je auf falsche Hoffnungsziele und auf falsche Mittel für Erreichung des Gehofften eingestellt waren, darum mußte uns der Lehrmeister Krieg auch in der Hinsicht den Kopf zurecht setzen. Die „christlichen Völker“ sollten die Weltverklärung herbeiführen. Nun sind diese „christlichen Völker“ vor sich selbst entsezt, und die „Heidenvölker“ spotten ihrer, und es graust ihnen vor solcher „Christlichkeit“, und schon regen sich wieder Stimmen in der Tonart: „Seht, „wir Wilden“ sind doch bessere Menschen“. Vor allem befürchten die Missionenkreis furchtbare Rückschläge auf die heidenchristlichen Gemeinden angesichts des Schauspiels, das die aus der Ferne von den Heiden so bewunderten, für so vorbildlich gehaltenen christlichen Völker“ zur Zeit darbieten. Wahrhaftig, diese Furcht ist nicht grundlos!

Aber was sollen wir zu all dem sagen gerade vom Standorte der Mission aus? Was sollen wir sagen — zur Verteidigung unsers Glaubens, unserer Hoffnung, unsrer Liebe? Was sollen jetzt die Missionare ihren Pflegebefohlenen in den Heidenländern sagen angesichts dieser unbeschreiblichen Angewisse? Muß ihre Lage nicht so über die Maßen peinlich sein, daß wir nicht in ihrer Haut stecken möchten? So denken und reden jetzt nicht die Schlechtesten! Wer gut lehren will, muß gut unterscheiden können. Und Unterscheidungen lehrt uns der Krieg. Gewisse Unterscheidungen zu machen, müssen jetzt auch die Heiden und Heidenchristen lernen. Es kann und soll ihnen nicht erspart werden. Mit dem Ausdruck „christliche Völker“ muß man vorsichtig umgehen, besser, man meidet ihn ganz. Die Bibel gebraucht ihn nicht, wenigstens nicht für dieses Weltalter. Wie es eine Verwechslung ist, wenn der Papst alles, was von der Kirche Gottes gilt, auf die hierarchisch verfaßte äußere römische Kirche bezieht, so ist es eine unerlaubte, falsche Gleichsetzung, wenn man die Aussagen der Schrift von der wahren Jüngerschaft Jesu, von der Gemeinde, die sein Leib ist, auf die gegenwärtigen sogenannten christlichen Nationen bezieht. Der Begriff der christlichen Völker ist ein Missmach. Was alles steht und mitunterläuft in den „christlichen Völkern“ von heute, entstellt der Weltkrieg für jeden, der noch sehen kann und will, mit einer geradezu blenden Helligkeit. Sie, so wie sie sind, sind nicht das Salz der Erde und das Licht der Welt. Die jetzt in sich völlig zerstörten und von furchtbarstem Hass zerwühlte Namenschristen Europas hat nicht die Verheizung, daß die Pforten der Hölle sie nicht sollen überwältigen. Die Gaben und Aufgaben Gottes aber gelten von der Gemeinschaft der Gläubigen, die wirklich in Christo sind, die über Zeiten und Bo-

nen hinausreicht, die daher, im Grunde genommen, außer diesem Weltkrieg steht und über ihm. Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, und verhilft auch andern dazu, neue Kreaturen zu werden. Ist jemand ein Licht in dem Herren, erleuchtet er auch solche, die noch in der Finsternis sind. Wer Christi Geist hat, der ist sein, der ist auch ein Glied seines Leibes, welcher ist seine heilige Gemeinde. Schon bisher haben viele aus den Heldenchristen das begriffen. Sie werden es jetzt noch ganz anders verstehen und erfahren lernen. Wird jemand irre an den „christlichen Völkern“, so braucht er mit nichts irre zu werden an der christlichen Gemeinde. Nur in den allerersten Zeiten der Bevölkerung mit ihnen haben die Helden gedacht, jeder Weise sei ein so frommer und guter Christ wie ihr Missionar, von dem sie nur Vieles und nie Leides erfahren hatten. Aber bald lernten sie unterscheiden zwischen Weisen und Weisen. So lernten sie auch allgemach unterscheiden zwischen „Christen“ und Christen. So wird der Krieg zu weiter lehren zu unterscheiden zwischen den Völkern, die den Namen hatten, daß sie lebten, und all den Menschen, die wirklich erlauscht und erlöst sind, und die dem Herrn leben und dem Herrn sterben. Und endlich noch eine Unter-

scheidung wird ihnen aufzämmern und zu innerem Eigentum werden müssen. Es ist doch schließlich noch ein Unterschied zwischen Christo selbst und denen, die ihm wahrhaftig angehören. Nicht eigentlich zur Christenheit, zur Gemeinde befiehlt sich der Mensch oder wird befiehlt, sondern doch zu Christo, dem Hirten und Bischof unserer Seelen, obwohl er zur Gemeinde, zur Herde hinzugezogen wird. Der Herr ist unser Heiland, nicht sein Missionar, nicht seine Jüngerschaft. Die Samariter glaubten zwar zuerst um der Nede des Weibes willen, aber hernach fanden sie doch auf den richtigen Standpunkt, von dem aus sie bekannten: „Irgt haben wir selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“ so daß der Evangelist feststellen konnte: „Viel mehrere glaubten um Seines Wortes willen.“

Wenn der Krieg zu solchem Fortschritt den Angehörigen unserer Missionsgemeinden drüben verhilft, wie dankbar wollen wir sein ihm, dem ernsten, gestrengen und doch so wohlmeintenden Erzieher! Ja, er räumt auf unter allerlei Missständen von gestern und vorgestern und von lange her. Er reinigt auch die Luft unserer Gedankenwelt. Er führt uns wieder zurück zu dem einzigen Licht auf unserem Wege

Heimgegangen.

Im Monat Januar sind drei Persönlichkeiten aus diesem Leben abgerufen worden, die, in weiten Kreisen bekannt und geliebt, auch der Gossnerischen Mission ihre herzliche Teilnahme gewandt hatten.

Am 5. Januar verschied zu Magdeburg im 74. Jahre der Wirkl. Oberkonsistorialrat, Generalsuperintendent a. D. D. Karl Heinrich Bieregge, vordem Hofprediger in Berlin. Der Verstorbene war seit Jahren Ehrenpräsident unseres Sächsischen Hilfs-Vereins für die Kol.-Mission. Mit feuriger Rede ist er oft für die Sache

der Mission im allgemeinen und für die der Gossnerischen Gesellschaft im besondern eingetreten, mit der ihn schon Jugenderinnerungen verbanden. Unseren Sonderversammlungen in der Provinz Sachsen hat er gern beigewohnt, und man merkte es ihm an, daß er nicht nur „offiziell“ dabei war, sondern noch viel mehr aus innerem Bedürfnisse. An ihrem 89. Geburtstage, Montag den 11. Januar, verschied im Elisabeth-Krankenhouse zu Berlin Freiherr Julie von Buddenbrock, die langjährige, hochverdiente Vorsitzende des Morgenländischen Frauenvereins, dem sie über

50 Jahre angehört hatte, und durch den sie in der Ausbildung und Aussendung von Missionsschwestern nach Indien auch mit unserer Mission in nahe Verbindung trat. Außergewöhnlich rührig und rüdig bis in ihr hohes Alter, von sel tener Klarheit und Festigkeit des Urteils, stellte sie große Anforderungen an sich selbst, und war darum auch berechtigt, von anderen an ihrem Teil und nach ihrer Kraft Lehnliches zu verlangen. Im Glauben der Kirche gewurzelt, hat sie den Geist des Vereins in gesunden Bahnen gehalten und, wie auch bei andern Bestrebungen christlichen Lebens der Gegenwart, und besonders in der Reichshauptstadt, durch Treue im Großen und im Kleinen vorbildlich gewirkt. Die Missionsschwestern hatten an ihr eine Mutter in Christo.

Ein Alter von nur 41 Jahren erreichte Frau Konsistorialrat Emma Büttner, geb. Kerstens, die nach mehrjährigem schweren Herzleiden am 20. Januar von uns genommen ward. Als Pfarrfrau der zwölf-Apostelkirche in Berlin hatte sie aus den Händen von Frau Pastor Lange unseres eifrig-tätigen Missions-Nähverein der genannten Gemeinde übernommen und ihn mit großer Freudigkeit geleitet. In diesem Kreise waren wir noch Ende November in ihrem Heim mit ihr zusammen gewesen, ohne Ahnung, daß wir ihr freundliches Antlitz nicht mehr sehen würden.

Diesen geschiedenen Seelen allen lohne der Herr ihre Liebe zu unserem Werk. Er lasse sie teil haben an der Ruhe seines Volkes. Er gebe auch ihnen das Erbteil der Heiligen im Licht.

Brüderliche Handreichung.

In dem Organ der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika, dem „Friedensboden“ lesen wir in den Nummern vom 13. Dezember v. J. unter der Überschrift „Deutsche Missionare in Indien“ folgendes:

„Wie mag es den deutschen Missionsarbeiter in den Kolonien der Kriegsalliierten, besonders denen in Indien, gehen?“

Baseler Missionare aus Indien schreiben, daß die Missionsarbeit unter dem Schutz der Regierung weitergeht, die Missionare mit Rücksicht behandelt werden, wenn sie sich auch manchen lästigen Einschränkungen unterziehen müssen. So sind sie genötigt, Männer wie Frauen, Pässe zu führen, sich je und dann an gegebenen Orten zu melden, auch die Verpflichtung einzugehen, im Verkehr mit den Eingeborenen alle Neuherungen über den Krieg zu vermeiden. Aus Nord-Indien hören wir ähnliches. Natürlich stockte der direkte Verkehr zwischen den Missionaren und dem Heimatlande, auch der per Post, vom Augenblick des Krieges

Geistesgemeinschaft mit ihm auch eine Eigenschaft seiner Jünger. Es hat auch ihnen nicht gefehlt an Gewaltakten seitens der Obrigkeit und ihrer Büttel, seitens der Volksmassen und ihrer Aufwiegler. Aber Paulus, der Gefangene Jesu Christi, blieb auch in Ketten und Banden das ausserwählt Rüstzeug. Werden zu unserem Schmerz auch in unseren Tagen gegenüber Missionsgeschwistern Roheiten

begangen von solchen, denen man es nicht zugetraut hatte, nur getrost: sie werden doch zu Boden fallen diese Feinde. Aus Jesu Boten strahlt dennoch die Höheit ihres Herrn hervor. Sie bleiben, was sie sind, in Schmähung und Schändung. Es ist gleich, was uns von außen widerfährt, wenn wir nur unser Selbst wahren, unsere Christenwürde, unsern Jüngerstand.

Der große Lehrmeister von heute.

Von Missionsdirektor H. Kaush.

3.

Doch vom Kriege gewaltige erzieherische Wirkungen ausgehen, diese Erkenntnis bricht sich in immer weiteren Kreisen Bahn. Wie jeder rechte Lehrer nicht nur Wissensstoff zu vermitteln hat, wie er vielmehr seine höchste Aufgabe darin sehen muß, seine Schüler zur Reife ihres Menschentums zu bringen, oder: wie ein Hochschulprofessor über den bloßen Büchertreiberei oder den Vorleser seine Kolleghäfte zum Charakterbildner seiner Studenten herauszubringen soll, so ist uns heute der Weltkrieg nicht nur gezeigt, unsere Begriffe zu klären, oder uns neue Einsichten aller Art zu eröffnen, sondern an der Aus- und Durchbildung unseres ganzen Menschen zu arbeiten.

Was er in der Richtung tun kann, und jetzt schon tut, ist nicht mit wenig Worten zu beschreiben. Unzählige Feinde haben sich in Bewegung gesetzt, in Zeitungsartikeln, Flugblättern, Broschüren und ganzen Büchern von den verschiedensten Standorten aus den Segen des Krieges für den Aufbau unseres Lebens nach außen und innen zu schildern. Es ist dabei sehr bezeichnend, wie ernst es damit der gründliche und tiefangelegte Deutsche nimmt. Die Kriegsliteratur ist bei unsren Feinden gering und dürfig, gegenüber dem geradezu kolossalen Umfang, mit dem wahrlich nicht schwächeren Inhalt, den sie bei uns angenommen hat. Aehnlich ist es auch bei dem Tages-

blättern. Während die unsrigen von Anfang bis zum Ende im Beziehen des Krieges stehen, finden wir z. B. in den englischen Zeitungen die Kriegsnachrichten und -betrachtungen nur eingestreut unter den sonst üblichen Stoff, besonders aus der Sportwelt. Nein, wir Deutschen haben den unstillbaren Drang, uns mit unserm Zuchtmeister, von dem wir fühlen, daß er uns zum Heil geben und nicht zum Verderben, innerlich auseinanderzufügen, und als Christen wollen wir den Krieg auch zur ewigen Wohlsfahrt unserer Seele auszunützen suchen.

Im Rahmen unserer kurzen Betrachtungen können wir wiederum nur Einiges aus der reichen Fülle der Anregungen unseres Pädagogen herausgreifen. Je länger je mehr werden wir wahrnehmen, daß er uns, ähnlich wie nach Paulus das Gesetz, zu einem Pädagogen auf Christum werden wird.

Von einem griechischen Heiden stammt das Wort: „Der Mensch, der nicht geschlagen wird, wird nicht erzogen.“ Goethe hat es der Erzählung seines eigenen Lebens vorangelegt. Jeder Bibelleser weiß, wie die heilige Schrift dieser Anschauung von der Art, wie ein Mensch zu erziehen sei, bestimmt, ja wie sie sie auch auf das christliche Leben mit voller Strenge anwendet. Ein harter Mann ist der Krieg. Und danken wir Gott, daß er es ist! Abhärting war uns nötig, auch in unserm

Christentum. Einflüsse der geistlichen Verweichung hatten sich schon übel bemerklich gemacht. Man sang gern Christentum, uns verwöhnten Menschenkindern, das aber doch kein Christentum ist. „Was du ererbt von deinen Vätern haß“ — wir gesatteln uns das Wort jetzt ein wenig zu verstärken — „erlämpf“ es, um es zu bestimmen.“ Der Welt Freundschaft ist Feindschaft wider Gott. Der Unglaube kann sich nicht ausöhnen mit dem Glauben. Fleisch und Geist können keinen Frieden schließen. Ich kann nicht zugleich der Sünde dienen und dem heiligen Gott, der die Sünde haßt. Man vergaß, daß Christus nur Friedensbringer ist als Schwertrbringer. Man wollte für Christus und Belial einen gemeinsamen Generalnennner suchen. Das alles im Grunde genommen, nur aus einem einzigen Triebe heraus — aus Leidenschaft, aus Furcht und Flucht vor dem Kreuz! Es gibt ein göttliches „Entweder — Oder“, das nicht in einem menschlichen oder gar teuflischen „Sowohl als auch“ verwandelt werden darf. Freilich, das Leben bietet zu manchen Vermittlungen Gelegenheit. Aber gewisse Vermittlungen sind in sich unmöglich, obwohl die Menschen sie immer wieder in Sisyphus-Arbeit versuchen. Nein, was Gott geschieden hat, soll der Mensch nicht zusammenfügen! „Ihr könnet nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und der Teufel Kelch; ihr könnet nicht zugleich teilhaftig sein des Herrn Lisches und der Teufel Lisches“ (1. Kor. 10, 21).

Die Gemeinde der Christgläubigen in der Welt, doch nicht von der Welt, ergänzt sich zwar ständig aus den Kindern der Welt, wie denn alle Gläubigen auch einst Ungläubige gewesen waren, „ohne Gott in dieser Welt“, wie Paulus sagt, aber sie führt ihr Eigenleben, und die Welt hasst sie, wie sie den Meister gehaßt hatte vor seinen Jüngern. Ausdrücklich hat der Herr erklärt, daß der Geist zwar die Welt strafen werde, daß aber die Welt als solche dem Geist nicht empfangen können. (Joh. 14, 17, 15, 18—19, 16, 8—11.) So steht die

Gemeinde da im Gegensatz zur Welt, und der einzelne, seiner selbst und seines Herrn bewußt Christ fühlt, manchmal bis aufs Blut und bis zum Tod, diesen Gegensatz, dem auch Jesus selbst einst unterlegen: "Durch welchen mir die Welt getrenzigt ist, und ich der Welt." Christi Schule ist daher von vornherein Passionsschule, Kreuzschule.

Um diese harten, und dennoch seligen, Grundgedanken der Nachfolge Christi müssen wir uns wieder gewöhnen. Abhängig für Leib und Geist heißt die Parole in der Kriegszeit. Abhängig, unser Christenberuf recht zu erfüllen, lehrte uns auch als Jünger Jesu unser Krieg.

Wie werden unsere jungen Christen draußen jetzt innerlich abgekärtelt! Sie erfreuen sich bis dahin fast einer väterlich-mütterlichen Fürsorge durch die Christenheit der Heimat. Die Mission zählte zu nicht geringem Teile die Gehälter der eingeborenen Angestellten; sie gewährte beträchtliche Beiträge zum Unterhalt der Schulen; sie reichte, außerdem zum Fest der Weihnachtsfreude nicht wenige Gaben der Liebe dar für Kinder, Arme und Kranken; sie wurde in zahllosen Rechtsfällen der Anwalt der Unterdrückten; sie unterhielt Waisenhäuser und Hospitäler. Nahezu alles zu. Er sollte alles können, überall helfen. Unerhörlich seien seine Mittel. Nicht selten wollte man ihn für einen richtigen Wundertäter halten, dem manchmal nur gerade die Laune oder der gute Wille fehle, selbst Tote zu erwecken. Gewiß, dieses rührende kindliche Vertrauen der Heiden und Heidenthren ehrt den Missionar, ehrt die Mission, ehrt die Missionsbotschaft. Allein auch hier zeigten sich nur zu oft bald Jüge der Verweichung im Glaubensleben. Es war ja so bequem, sich immer an den Missionar anzu schmiegen, die Mission als melsende Mutter zu benutzen, in den "Vätern und Müttern in Europa," die stets ge befreudigen, Beschützer und Fürsorger zu verehren, wie im Geistlichen, so auch

im Leiblichen. Wie lange sollte das so weiter gehen?

Man würde der evangelischen Mission schweres Unrecht tun, wollte man ihr vorwerfen, sie hätte nichts getan, die gewollte Unmündigkeit der Ein geborenen aufzuheben. Wir lassen die Anfangszeiten der Mission außer Betracht, da vielleicht zu wenig geschehen, auf Anfang an die jungen Befehlten von sich selbst zu stellen, wenigstens in allen äußeren Bedürfnissen in Kirche und Schule. Aber in den folgenden Jahrzehnten verschwand die Frage der Berufsbildung der Gemeinden nicht von der Tagesordnung. Und es blieb nicht bei den ermahnenden Worten. Wir schritten auch zu Taten, und erhebliche Beiträge wurden auf die Schultern unserer Christen gelegt. Zum Zeugnis können wir die Präbitalberichte und die Tabellen unseres jährlichen Berichts anrufen, besonders die Tabelle IV. Tätigkeit der Gemeinden beabs. Selbstverhaltung." Man darf nicht verfehlern, daß schon Namhaftes erreicht ist, vor allem, wenn man bedenkt, daß uns die Mittel staatlichen Zwanges völlig versagt sind. Und doch, ob mit Recht oder mit Unrecht sei da hingestellt, es kam uns vor, als mache die Selbständigkeit der heidencristlichen Kirche zu langsame Fortschritte. Wir glaubten daher, noch schärfter vorgehen zu sollen. Dringlicher als zuvor legten wir den Besten unserer Leute die Sache ans Herz in immer neuen Versammlungen und Beratungen. Ganz bestimmte Pläne waren ausgearbeitet, einer letzten Generalversammlung sollten sie zur endgültigen Fassung überwiesen werden, und dann sollte die energische Durchführung folgen. Manche ältere Missionare meinten schon, vor zu großem Eifer in der Verfolgung dieser Ziele warnen zu müssen. Man solle nichts überstürzen. Und in Indien ginge alles noch langsam vor sich als anderswo. Und doch hatten wir immer das Gefühl, daß eine entscheidende Wendung nicht durch unser Tun und Treiben eintreten werde. Wir rechneten mit

irgend einem elementaren Ereignisse, das Gott zur rechten Stunde kommen lassen werde, die Kinder unserer Mission von der Milchflasche, vom Gängelbande zu entböhnen, nur wußten wir nicht, welches dieses Ereignis sein würde. Nun wissen wir es. Wie die Urge meinde zu Jerusalem durch Verfolgung und Versprengung zu einer Missionsgemeinde werden mußte, also daß die Befinner wie die Lichtunter das heilige Feuer weiter verbreiten, so ist es der jetzige Weltkrieg, der ohne Zweifel unsere Gemeinden, zunächst finanziell, unabhängiger von der Mutterchristenheit machen wird, als bisher. Uns ist verboten, an englische Untertanen Gelder zu zahlen. Was wir jetzt hinaus schicken, ist nur zum Unterhalt unserer deutschen Missionsgeschwister bestimmt. Der Krieg, der harte, der seine Ausflüchte gelten läßt, zwingt jetzt unsere Gemeinden zur Selbsthilfe, und wir dürfen aus gewissen Angeichen schließen, daß er, wenn auch nicht bei allen Gliedern, so doch nicht bei den schlechtesten auch erreichen wird, was er haben will, und was wir so dringend wünschen, und was zuletzt doch nur zum Besten der eingeborenen Christen selber dient.

Allein verabsäumen wir nicht, zu legt immer wieder auf uns selbst zu sehen. Wie steht es mit unserer Freudigkeit, dem Herrn das Kreuz nachzutragen? Wie steht es mit unserem ehrenlichen Kampfe um die Reinheit unserer Lehre, um die Reinheit unseres Lebens, um unsere feste Behauptung gegenüber den Verführungsanstalten des Zeitgeistes, um unsern Opfergeist für Gottes Reichssache, um unser "Männlich- und Starksein" in Christo? Wird uns die Kriegs-

Neues aus Kamerun.

Von Missionsinspektor A. Förtsch.

Das Hefterblatt der Goßnerschen Mission konnte in seiner Januarnummer Seite 8 mitteilen: "Wir haben die wohlbegündete Hoffnung, gründete sich auf den Briefwechsel zwischen uns und unseren Freunden der Presbyteri anermision in Nord-Amerika. Und

trommel aufzutrolleln aus unserer Launheit und Schlaflheit? Sind wir bereit, für das "bessere", das "himmlische" Vaterland (Hebr. 11, 14-16) annähernd die gleichen Leistungen aufzubringen, die unser Volk für das irdische zum Erstaunen einer Welt so ohne Mutter, ja mit solcher Begeisterung beisteuert? Wird uns der Krieg erziehen zur Vertiefung in Gottes Wort und Wege? Zum Zusammenhalten aller Brüder, aller derer, die mit Christi Christen sein wollen? Wird er uns zu einer Phalanx christlicher Legionen zusammenschmieden, die im Geisteskampfe der Welt die Stirne bieten, gegenüber all den Irrtümern des Jahrhunderts? Werden wir, gehärtet durch die Erfahrungen von heute, in Christo Felsenmänner werden, auch den Pforten der Hölle zum Trost? Werden wir, von der großen Not, wie durch den Wolf die Herde zum Hirten getrieben, enger und fester verbunden werden mit unserem Herrn, nach des Apostels Wort: "Wer dem Herrn anhangt, der ist Ein Geist mit ihm?" (1. Kor. 6, 17).

Die Antwort auf diese Fragen haben wir in der nächsten Zeit, ja schon jetzt zu geben. Wie wir sie geben werden, davon wird viel abhängen für unser Volk, für uns selbst, für unsere Mission, für die Welt.

Es ist eine Stunde weltgeschichtlicher, reichgottesgeschichtlicher Entscheidungen. Kopf, Herz und Gewissen bezeugen es uns. Der Krieg wurde uns zum Lehrer, zum Erzieher. Er wird uns zuletzt zum Propheten, auf den wir das Schriftwort anwenden dürfen: "Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht!"

Biene 1915

daher wie ein Feuer, das brennen muß, wie ein edles Pferd, das laufen will, wie eine Nachtigall, die singen muß, wie die Sonne, die das Leuchten nicht lassen kann.

Wie die Herbstwinde die welken Blätter, so wehen die Stürme dieser Zeit alles Tote hinweg, auf allen Gebieten. Man kann es doch niemand verdenken, wenn er auch im Bereich der Kirche von etwas Totem nichts wissen will. Das war wohl einmal, daß man manches Unlebendige demütig verehre, bloß weil es kirchlich oder christlich angestimmt war. Nun ist's vorbei. Und wir können darin keinen Schaden sehen. Der Lebende hat recht, und — das Lebendige! Ja, der lebendige Herr selbst hat nichts zu schaffen mit einem toten Glauben, auch

wenn er sich hundertmal auf ihn beruft. Lebe und wirke sich nun unser Glaube aus in der Liebe! Wie bedarf ihrer die Welt, wie sehnt sich jede Seele, sie zu empfangen! Ist sie nicht immer noch „das Beste auf der Welt“? Und bieten sich nicht allüberall Gelegenheiten, sie zu erweisen? Aber es sei auch wiederum nicht irgend eine Liebe, wie ach so manches Unlautere unter dieser Flagge segelt. Es sei die Liebe, die dem Glauben an den Himmel entströmt, die Liebe, die nicht in Worten und Schwärmerien besteht, sondern in Geist und Kraft, Tat und Wahrheit. So gilt und gelte der Glaube, der durch die Liebe tätig ist. Und damit stimmt auch des weltlichen Dichters Wort überein: „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.“

Weltkrieg und Weltmission.

Von Missionsinspektor A. Goertsch.

Ein südafrikanischer Missionsmann hat im Sommer 1914 eine Missionsreise durch Nordafrika gemacht und sandte dann von Uganda aus seinen Freunden einen Reisebericht. Da schreibt er: „Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott. Wie merkwürdig hat die Weislagung des Psalmlisten sich jetzt erfüllt. Afrika hat sich plötzlich gefunden. Fast plötzlich sind die Duelle des Nils, das Geheimnis der Jahrtausende, entdeckt. Plötzlich hat sich das Innere des dunklen Erdteils aufgetan und zahllose heidnische Stämme, die dies Innere bewohnen, sind zum Vorschein gekommen. Plötzlich merken diese Stämme und Völker, daß ihnen ihre alten heidnischen Religionen vor ihren Augen zerbrochen und nicht im Stande sind, den Hunger der Seele zu stillen. Plötzlich strekt auch Morgenland, eine ergreifende herzbewegende Gestalt, seine matten schlaffen Hände nach Gott aus.“ Im fernen Ostasien, unter den alten Kulturstöcken hat eine mächtige Umwälzung stattgefunden. China ist nach jahrtausend langem Schlaf

erwacht und griff gierig nach dem Neuen aus dem Abendland. In Indien kamen die Massen der Glenden und Verelendeten in Fluss, und die Weisen begannen nach dem Tiefsten zu fragen. In der ganzen weiten Welt ein Suchen nach Gott, bald in dämmender Unklarheit, bald in bewußtem Ringen, bald in stiller Betrachtung, bald in wilder Verzweiflung, nicht Mohrenland allein, nein, die Welt strekt ihre Hand aus nach dem lebendigen Gott! Welch wunderbare, weltweite Missionslegen!

Diese Tatsachen waren es, die vor dem Krieg unsren Missionsveranstaltungen ihr Gepräge gaben. Gewiß hörte man dazwischen immer wieder mit Freuden von der stillen, in ruhigen Bahnen gehenden Arbeit des einzelnen Missionars, aber die großen Aussichten waren doch, die unre Gärten höher schlagen liegen, und von denen wir reden und hören wollten. Und nun ist der Krieg gekommen. Wer wollte heute noch von den großen Aussichten der Weltmission hören? Hinter einer

schwarzen Wolkenwand ist das leuchtende Gebilde verschwunden, vor uns liegen andre Tatsachen, ebenso wahr, aber so ganz unsachlich, ebenso dunkel, wie jene hell und leuchtend waren. Das große Werk der Mission in den Strudel des Weltkrieges gezogen; viele Missionsfelder kriegsschauplatz und Feindesland; von uns deutschen Missionsleuten aus gesehen, manch Arbeitsfeld verüstet, manche Arbeit lahmgelegt, manche andre gestört und gehindert. Und tausend Sorgen steigen in uns auf, und die Frage fordert gebieterisch eine Antwort, wie der Weltkrieg wohl auf die Mission gewirkt hat und weiter wirken wird. Das wollen wir jetzt ein wenig zu beleuchten suchen.

Ich denke, wir sind uns im Laufe der Zeit völlig klar geworden über die Entstehung des Weltkrieges. Ein Blick auf die Weltkarte zeigt uns die Ziele der englischen Politik. Es möchte ein zusammenhängendes Weltreich von der Südspitze Afrikas über die ganze Ostküste von Afrika weg hinüber nach Asien bis an die Südspitze Indiens, der Indische Ozean soll englisches Binnenmeer sein, der Zugang vom Mittelmeer und vom asiatischen Festland nach Indien, dem Juwel in der Krone Englands, soll sicher gestellt werden. Und der Verwirklichung dieses ganz gewiß gewaltigen und großzügigen Planes stand nichts so sehr im Wege als Deutschland mit seiner klaren, zielbewußten und kraftvollen Orientpolitik, mit seinen von Jahr zu Jahr mehr emporblühenden Kolonien, mit seiner für englische Augen geradezu umheimisch wachsenden Flotte, mit seinem umsichtigen, stets neue Pläne erobernden Handel, kurzum, Deutschland mit seiner überschüssigen Kraftfülle. Und je schärfer und deutscher jeder einzelne dieser Punkte in die Errscheinung trat, desto klarer wurde für England das Ziel: dieses Deutschland muß vernichtet werden. Die Ländiger und die Weltmacht Englands hat zu der unversöhnlichen Feindschaft gegen Deutschland geführt.

Aber nun wußte England zu gut,

dass es in eigner Kraft gegen eine wohlgerüstete Großmacht auf dem Festland nichts ausrichten konnte. Und zudem kannte England die Kraft Deutschlands zu gut, um nicht zu wissen, daß zu deren Niederzwingung eine ganze Fülle von Mächten nötig sein werde. Sie brauchten Bundesgenossen und zwar recht viel, möglichst viel Bundesgenossen. Und das hat zu der berüchtigten Entstehungspolitik geführt.

Aber noch ein dritter Punkt ist zu beachten. Das Ziel, das starke Deutschland niederzuringen, erforderte alle Kraft, nicht nur die eigne, sondern auch die der Bundesgenossen. Da haben sie sich auf den ganzen Völkerstaat ihrer Kolonien besonnen und Schwarze und Braune und Gelbe in den Krieg zur Entscheidung herbeigezogen, und in der ganzen Welt die Großmacht der Lüge und Verleumdung zum Bundesgenossen gewählt, und so ist's zum Weltkrieg gekommen, die Ländiger Englands und die Einkreisungspolitik und die Verhebung der Völker hat es dahin gebracht, daß fast die ganze Welt zu den Waffen gegriffen hat und bis in die entferntesten Teile der Erde der Jammer über den Strom von Blut und Tränen geslossen ist.

Die ganze Welt, dieselbe Welt, die Gott so geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingeben hat, dieselbe Welt, für die unser Heiland sein Blut vergossen, und in die hinein er seine Jünger als Sendboten seines Reiches gesandt hat, dieselbe Welt hält wider von Waffen und Kriegslärm, und das Werk des Friedens, das die Sendboten Jesu Christi aus den verschiedensten Nationen rings in der Welt treiben, muß das nicht untergehen im Kriegsgetümmel?

Der erste Eindruck, den wir haben, wir, die wir naturngemäß zunächst immer nur unsre deutsche evangelische Mission im Auge haben, ist der, daß der Weltkrieg die Weltmission lahm gelegt hat. Und dieser Eindruck ist ganz verkehrt. Denn Weltmission ist mehr

als deutsch-evangelische Mission. Die Missionsarbeit der großen katholischen Kirche gehört auch zur Weltmission.

Allerdings sehr übel hat der Weltkrieg der katholischen Mission mitgespielt. Weitaus den größten Anteil an der katholischen Mission hat Frankreich. Und gerade die katholische Mission ist aufs schwerste getroffen. In Frankreich gibt es für die Diener der Kirche kein Ausnahmegesetz beim Militärdienst. Jeder taugliche Priester und Missionar muß mit der Waffe dienen. Die Folge davon ist, daß mit Kriegsausbruch die Missionsfelder ihrer jungen Missionare vollständig beraubt worden sind. Auf manchen Missionsfeldern sind kaum ein paar Missionare zur Leitung zurückgeblieben. Und die Missionare sind nicht etwa mit hängenden Köpfen zur Fahne geeilt, sondern in glühender Begeisterung, denn für den französischen Missionar ist ein Angriff auf sein Vaterland zugleich ein Angriff auf seine Mission. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade Frankreich, der Staat, der offiziell „den lieben Gott abschaffen“ wollte, die französische Mission in seine besondere Obhut genommen hat und insbesondere im Orient, wo die französische Mission ihre Hauptgebiete hat, als Schirmherr der Christenheit auftritt. Die natürliche Folge davon ist, daß die französische Mission ganz ins Fahrwasser der französischen Politik getrieben ist, und das rächt sich nun mehr bitter. Die Türkei hat erkannt, was sie von Frankreich zu erwarten hat und vertrug mit Macht, den französischen Einfluß im Orient völlig auszuschalten und dabei hat sie auch die französisch-katholische Mission im Orient so gut wie ausgetilgt. Der Anteil, den das katholische Deutschland an der Weltmission hat, beschränkt sich auf die deutschen Kolonien. Die deutschen Kolonien sind teils in die Hände unserer Feinde gefallen, teils sind sie Kriegsschauplatz, auf dem bitter gekämpft wird. In beiden Fällen ist die Mission

aufs schwerste geschädigt. Die Leiden, die über deutsch-evangelische Missionen in den Kolonien ergangen sind, sind auch der katholischen Mission nicht erspart geblieben. Professor Schmidlin, der bedeutendste Vertreter der katholischen Missionswissenschaft in Deutschland, glaubt aus den bisherigen Schlägen, die der Weltkrieg der katholischen Weltmission zugefügt hat, schließen zu müssen, daß nach dem Krieg die katholische Mission so geschwächt sein werde, daß sie zur Bedeutungslosigkeit verurteilt sein wird.

Lange nicht so empfindlich ist die evangelische Mission betroffen. Ist ja doch ein sehr wichtiges Stück der evangelischen Weltmission so gut wie völlig vom Weltkrieg unberührt, das ist die evangelische Mission in Amerika. Ich möchte auf drei Tatsachen hinweisen, die das deutlich zeigen. Vor einiger Zeit fand in New-York eine Konferenz der amerikanischen Missionsleiter statt. Sie wollten ihre Erfahrungen austauschen, die sie im Krieg gesammelt und über Wege beraten, wie sie gemeinsam die Schwierigkeiten überwinden könnten. Dabei stellte sich heraus, daß der Weltkrieg nirgends die Arbeit gehindert hat. Die Aussendungen fanden statt wie in Friedenszeiten, und die Abgesandten kamen sicher und unbelästigt auf ihre Arbeitsfelder, nur daß die Kosten durch die allgemeine Lage bedeutend höher kamen und daß die Reise länger dauerte als in Friedenszeiten.

Das heimliche Missionsleben in Amerika ist ganz anders gearbeitet als bei uns. Die Sucht, alles ins Riesenhohe zu steigern, die Massen in Bewegung zu setzen und die ganz besondere Organisationsgabe des Amerikaners machen auch die Werbearbeit für Mission zu gewaltigen Demonstrationen, durch die dem ganzen Land die Wichtigkeit und Bedeutung der Mission überwältigend klar gemacht werden soll. Ein solcher Missionswerbefeldzug in größtem Stil, durch den wieder einmal eine Nervenauf-

peitschung für Mission durch ganz Amerika gehen soll, wird gerade gegenwärtig vorbereitet, und es ist kein Zweifel, daß wieder wie immer diese Missionversammlungen in den achtzig Großstädten Nordamerikas eine ungeheure Missionsbegeisterung auslösen und viele Kräfte und Mittel für die Mission flüssig machen.

Und dieser ins Grandiose gehenden Missionsveranstaltung in der Heimat steht eine ebenso grandiose auf einem Missionsfeld zur Seite. Der Leser erinnert sich wohl des Evangelisten Eddi, der vor zwei Jahren den bekannten John Mott auf seiner Reise durch Indien und China begleitet hat. Er hat damals in China geradezu staunenswerte Erfolge gehabt. In Nienhatten sind in allen großen Städten Chinas die Massen, vor allem die Massen der Gebildeten, unter dem Einfluß des Wortes Gottes gestanden. Und nun hat er im Kriegswinter 1914/15 seinen großzügigen Evangelisations-Feldzug durch China wiederholt. Im Basler Missionsmagazin, Novembernummer, erzählt er ausführlich von seinen herrlichen Erfahrungen. Die Vorbereitungen zu einem ähnlichen Unternehmen in Indien sind vollendet und diesen Winter will er dazu berufen, den Indianern in ähnlicher Weise das Evangelium nahe zu bringen. Das zeigt deutlich, wie wenig die amerikanische Mission auch in einem Land, das doch mit in den Krieg verwickelt ist, behindert ist.

Und ebenso wenig ist die englische Mission behindert. Wenn wir auch mit Recht lächeln über das stolze Wort von Englands Herrschaft über das Weltmeer, so müssen wir doch zugeben, daß die Engländer tatsächlich nicht vom Weltverkehr abgeschnitten sind und daß es ihnen nach wie vor möglich ist, Menschen und Geld und vor allem auch Post in die Welt zu senden. Damit ist bereits gezeigt, daß England nicht von seinen Missionsfeldern abgeschnitten ist. An Missionaren hat der Krieg ihnen keinerlei Verluste gebracht. In Kittseners Millionen-Freitwilligen-

heeren werden wohl kaum Missionare zu finden sein und auf den Missionsfeldern unter deutscher Herrschaft wurden, wenigstens in der ersten Kriegszeit, keine englischen Missionare gefangen gesetzt. Daß der Weltkrieg der Evangeliumsverkündigung überhaupt die Türe verschließen wird wegen des Vergernisses, das die christlichen Völker den Heiden in diesem Krieg gegeben, ist eine Befürchtung, die sich nur in ganz geringem Maße als zutreffend herausgestellt hat. Noch am Ende des ersten Kriegsjahrs konnten die englischen Missionsgesellschaften sagen, daß ihre Einnahmen in der Kriegszeit nicht hinter denen im Frieden zurückstehen. So hat die englische Mission im wesentlichen so gut wie keine Störung durch den Krieg erfahren, ganz ähnlich wie die amerikanische. Und damit ist ein großes, ja weitaus das größte Stück der evangelischen Weltmission durch den Weltkrieg nicht erschüttert. Angehoben dieser Tatsache haben wir keine Veranlassung, in tiefer Niedergeschlagenheit über die zerschmetternde Wirkung des Weltkrieges auf die evangelische Mission zu klagen, wenn wir freilich gerade im Hinblick auf unsre deutsche evangelische Mission mitzudenken.

Ich brauche nur ein Wort zu nennen: Kamerun. Wer hätte nicht von dem Greuel der Verhüstung gehört, der die Mission in Kamerun befreit hat. Die blühenden Arbeitsfelder der Basler Mission und der Mission der deutschen Baptisten sind zu Trümmerfeldern geworden, soweit die Feinde Kameruner Boden betreten haben. Unsre Goßner'sche Missionsstation Goßnerhöhe ist mit einigen andern im Innern gelegenen Stationen noch verschont geblieben; wer weiß, wie lange. Und nun ist das große Leid der Bahnlegung auch über die deutsche Mission in Indien gekommen. Bereits Ende 1914 sind die Basler und Brecklumer sowie die Mehrzahl der Hermannsburger Missionare mit Weib und Kind sowie mit den Missionsschwestern von ihren Stationen weg.

geführt worden. Das Lager Ahmednagar nahm die Militärschützigen auf, während die andern und die Familien in verschiedene Zivillager verteilt wurden. Von unsrer Sohnerschen Mission waren erst anfang Juli einige jüngere Brüder gefangen abgeführt worden, aber am 25. Juli ist die Internierung über die gesamte Kolonialmission verhängt worden. Bald darauf mußten auch die Geschwister der Gangesmission ihre Stationen verlassen und mit den Missionaren der Kolonialmission ins Gefangenlager Dinaipur am Ganges wandern. Etwa gleichzeitig haben auch die Leipziger Missionare mit ihren Familien die Weisung von der englischen Regierung empfangen, daß sie sich für den Abtransport von ihren Stationen bereithalten sollten. Eine Rundfrage bei den Leitungen der sechs in Indien arbeitenden deutschen Missionen ergab die traurige Tatsache, daß von rund fünfhundert Geschwistern der deutschen Mission in Indien rund vierhundert Haus und Arbeit haben verlassen und in die Gefangenenschaft ziehen müssen. Und noch eine neue Sorge ist aufgetaucht. Werden unsre Geschwister in Indien des Landes vertrieben und abgeschoben? Die Biene hat die verschiedenen Nachrichten mitgeteilt. Es bleibt gar kein Zweifel, daß wir damit rechnen müssen, eines Tages werden unsre indischen Missionsgeschwister, mit Ausnahme der in den indischen Gefangenenslagern zurückgebliebenen Missionare über fünfundvierzig Jahren, in Deutschland eintreffen, arme, ihres Habes und Gutes beraubte Flüchtlinge. Was soll dann aus der Mission werden? Wenn wir Menschen wären, wie die andern, die keine Hoffnung haben, dann wären wir allerdings die traurigsten Menschen und mühten jammern und klagen: Wir sind verloren. Aber Gott sei Dank, wir sind Gottes Kinder und sind seine Knechte und was unsre deutschen Missionare draußen in Indien gearbeitet haben, das ist nicht Menschenwert, sondern durch Gottes reichen Segen ist's Gottes Werk geworden.

Und Gott vernichtet nicht sein eigen Werk; freilich, Menschen, auch Missionare, können zugrunde gehen, aber die Mission geht nicht zu grunde. Und wenn wir bei der schweren Schädigung der deutschen Mission in Kamerun und Indien mit weinen Herzen stehen und mit Trauer in die Verzögerung sehen, so sind wir doch nicht verzagt oder gar hoffnungslos.

Dazu hat die deutsche Mission wirklich gar kein Recht. Gewiß auf manchen seiner Arbeitsfelder hat der Krieg wie ein Hagelwetter gehauft, aber sehen nicht andre Arbeitsfelder gerade infolge des Weltkrieges wie ein verheizungs- voll sprühendes Ackerfeld in Frühlings- hoffnung gleich?

Ich denke zunächst an China. In China hat die amerikanische und englische Mission bisher einen ungeheuren Einfluß gehabt; neben ihr stand die deutsche Mission wie ein kleines, im Verborgnen blühendes Weischen. Mehr und mehr hat das Reich der Mitte der stillen aber tüchtigen Arbeit der Deutschen Bewunderung entgegengebracht. Und nun hat der Weltkrieg gezeigt, daß China den Deutschen mehr als Bewunderung entgegenbringt; es bringt ihnen Liebe entgegen. Vielleicht hat sich mancher sehr darüber gewundert, aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln, daß China den Sieg Deutschlands wünscht und daß es mit Freuden eine Annäherung deutscher Arbeit an China wünscht. Soll's vielleicht dahin kommen, daß sich das Herz Chinas der deutschen Mission aufstut? Welch eine Fülle von Arbeit, von wichtiger und hoffnungsvoller Arbeit wächst da für die deutsche Mission heraus.

Und ähnlich ist es mit den Völkern des Islam. Es ist für viele Christen eine schwere Anfechtung gewesen, daß wir Deutsche mit den fanatischen Muslimen Schulter an Schulter kämpfen. Der heilige Krieg zugunsten des evangelischen Deutschland und des katholischen Österreich, das ist allerdings ein eigenartiges Ding. Aber ist nicht doch auch hierin der Ausgangs-

punkt einer gerade für die Mission sehr wichtigen Entwicklung zu sehen? Die christlichen Völker, Frankreich und England, haben wohl Muhammedanermission getrieben, aber sie war deutlich sichtbar mit Politik verknüpft und diese Politik strebte nichts anderes an, als die Aufteilung, die Vernichtung der Türkei. Da ist es kein Wunder, daß das Volk gegen solche Mission misstrauisch wurde und sich ihrer Arbeit widerstieß. Deutschland war die erste christliche Nation, die der Türkei nicht allein freundlich, sondern auch ehrlich zur Seite trat. Zum ersten Male hat die Türkei gespürt, daß es auch christliche Liebe ohne geheime Hintergedanken gibt. Sollte nicht gerade dadurch die so fest verschlossene Tür des Islam sich auftun, aufstun gerade für die deutsche Mission? Es ist ganz gewiß doppelt gewagt, in der jetzigen Zeit Prophet sein zu wollen, aber ich glaube doch, daß gerade der deutschen Mission durch den Krieg besonders hoffnungsvolle Arbeiten und Aufgaben vor die Füße gelegt werden.

Aber wird denn die deutsche Mission nach dem Krieg auch imstande sein, besonders große und wichtige Aufgaben in Angriff zu nehmen? Ich halte auch das für einen Einfluß des Weltkrieges auf die Weltmission, daß er uns Deutschen die Augen öffnet für die Herrlichkeit unsres Gottes und für unsren Beruf, der Welt den Heiland zu bringen.

Hass?

Von Gustav Sondermann.

Es ist während des gegenwärtigen Krieges je und dann das Thema des Hasses behandelt worden, ob er berechtigt sei oder nicht. Man ist auch über die Frage nach der Berechtigung hinausgegangen und hat den Hass gegen die Feinde als etwas Selbstverständliches und Gebotenes bezeichnet, als etwas, was zum Durchhalten und zur völligen Niederringung der Feinde nötig sei. Nun muß ja zugegeben werden, daß wir Deutschen in und hinter der Front angegesichts der sich

Es ist eine Tatsache, die sich nicht wegleugnen läßt, Gott hat beimgeschickt sein Volk. Mancher, der seinem Gott entlaufen war, hat draußen im Donner der Schlacht oder in der Einsamkeit auf stiller Wacht, oder unter der Wucht der Leiden und der Wunden seinen Gott wieder gefunden. Und mancher in der Heimat, der nichts mehr vom alten Glauben wissen wollte, hat sich wieder auf den Weg gemacht, seinem Gott zu begegnen. Und wenn wir als Volk hinschauen auf das, was wir erlebt, ist's nicht, als ob wir die Wunderhand Gottes mit unsren Händen greifen können, des Gottes, der uns aus der Hand des vielfach überlegenen Feindes gerettet hat, der uns die Kraft zum Durchhalten geschenkt hat und der uns sicher zum vollen Sieg durchführt. Aber nicht blos, daß wieder viele ihren Gott finden, viele finden einen gnädigen Gott, in Erkenntnis der Sünde die Erlösung und die Gnade Jesu Christi. Glaubenskraft schenkt uns Gott im Kriege. Und wenn durch den Krieg die Liebe zum Herrn wächst, wenn die Glaubenskraft in unsrem Volle wächst, dann wächst auch der Missionsgeist, die Missionskraft. Und das ist's, was wir vor allem immer wieder unsren Gott bitten wollen, er möge durch den Weltkrieg die Freude und die Kraft zur Weltmission in uns stärken. Dann ist der Weltkrieg auch von reichem Segen für die Weltmission.

und mein Sais (Pferdehnecht) sagte mir: „Da begraben die „Muselman“ Schumki, die letzte Nacht plötzlich gestorben ist.“

Die allgemeine Stimme unter unseren Christen war, daß sie Gift bekommen habe. Auf der Polizei wurde sie als an der Cholera gestorben gemeldet — und damit war die Sache abgetan. Der Subinspektor der Thana war auch ein Muselman.

So endete dieses traurige Alter Leben. Möchte sie doch noch zuletzt einen Schächer-rus ausgestoßen haben!

Die großen Gehälter, welche christlichen Asas in Calcutta gezahlt wurden, oft 16—20 Rupies monatlich, veranlaßten eine ganze Anzahl unserer jüngeren Witwen, dort Dienste zu suchen, aber so viel wir erfahren konnten, hielten sie sich alle gut. Wenn daselbst, wie es alle Monate geschah, von einem unserer

Missionare Hindi-Gottesdienst gehalten wurde, kamen auch sie fast alle mit Freuden. Mit der Zeit wurden sie ganz wohlhabend und schickten viel Geld nach Hause. Aber auch unsere Asas brachten bei großer Sparsamkeit etwas vor sich, obgleich in der Mission nur 5 Rupies Gehalt gezahlt wurde. Alle die oben genannten alten hatten zuletzt ihre eigenen, hübschen Häuschen mit etwas Gartenland daneben, und einige konnten auch noch ein oder zwei kleine Räume ihrer Häuser vermieten, wodurch sie fast ihren Lebensunterhalt bestreiten und so in ihrem Alter ruhig leben konnten.

Unsere alte Paulina hatte sich sogar einen kleinen Kramladen eingerichtet, in welchem sie Reis und Dal, Salz und Gewürze verkaufte und zum Leben genug hatte, wenn sie täglich auch nur 30—40 Pfennige verdiente.

Nachrichten.

1. Vom Ende November 1916 schreibt Missionar Heinrich Lorbeer jun., er habe seit 1½ Wochen viel von schweren Ge-schwüren auf dem Kopfe zu leiden, so daß er vorläufig die beabsichtigte Distriktrise nicht machen könne. Er hoffte, sie im Dezember auszuführen. Auf Regierungsbefehl sind auch die letzten 5 Waisenmädchen in das Waisenhaus der Church Mission nach Benares gebracht. Die schweren Nahrungsmittelerlieh-nisse werden den Geschwistern etwas durch gute Nachbarn erleichtert, die sie ab und zu mit Gemüse und Fleisch beglücken.

2. Missionar Fr. Ohas in Saintes bei Bordeaux kommt noch nicht nach der Schweiz ausgetauscht werden. Er ist recht elend in Folge der schweren Strapazen auf Gossner-höhe und des Schwarzwassersiebers. — Missionar Ch. Roszat in Alcalá in Spanien erholt sich allmählich. Missionar Große geht nach einem Telegramm aus Sevilla im Februar nach Santa zu kommen.

3. Nach Indien verschleppt. Bei der Berliner Mission sind Briefe eingelaufen, aus denen hervorgeht, daß von den Gefangenen, die sich in den Lagern in Vlantyre im Ghir-hochlande befanden, die Männer, 85 an der Zahl, im Oktober von ihren Familien getrennt und nach Indien abgeschleppt worden sind. Dabei wurden auch ordinierte Geistliche und andere, die sie unter den Waffen gestanden hatten, wie Kriegsgefangene

behandelt. Ende Oktober holte sie ein Dampfer in Beira ab, der über Dar es Salaam und Sansibar am 5. November in Mombasa einlief. Hier sollten sie auf ein nach Indien gebendes Schiff übergeführt werden. Diese Maßnahme gehört zum empörendsten, was sich England gegen deutsche Missionare geleistet hat. Erst hat man ohne jeden ernsthaften Grund von etwa vierzig evangelischen und katholischen Missionsstationen im Afroslande die Friedlichen, wehrlohen Männer, Frauen und Kinder auf eine Entfernung weiter als von München bis Danzig ohne ausreichende Fürsorge verhängt und am ungewöndesten Plätzen ausgeworfen lassen. Ihre Stationen hat man ausplündern lassen und so eines der schönsten Städte deutscher Missionsarbeit gründlich verwüstet. In Vlantyre aber befinden sich die Gefangenen wenigstens auf einem gesunden Platz. Jetzt aber trennt man plötzlich die Männer von den Frauen und Kindern, läßt letztere im Herzen Africas allein und bringt die Männer, die fast alle einen langen Dienst im äquatorialen Afrika, darunter 2½ Kriegsjahre, hinter sich haben, in das ungefunde Ahmednagar in Indien, d. h. eben dahin, von wo man vor Jahrzehnten die deutschen Missionare weggeführt hatte, weil ihre Anwesenheit in Indien eine Gefahr für das Land sei. Diese neue Brutalität wird in deutschen Missionstädten und gewiß auch in manchen neutralen, eine gerechte Empörung hervorrufen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsdirektor Kausch, Berlin-Friedenau, Handbergstraße 19—20. Verlag der Buchhandlung der Gossnerischen Mission, Berlin-Friedenau. — Der Jahrgang kostet 1,25 M. Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Billeßen), Berlin C 19, Wallstraße 17—18.

Die Biene auf dem Missionsfelde.

Monatsblatt der Gossnerischen Missionsgesellschaft.

Nummer 3

Berlin-Friedenau, März 1917.

84. Jahrg.

Kriegs-Mitleiden.

Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi. 2. Timotheus 2,3.

Auch immer machen wir uns klar, daß das oft gebrauchte Wort „Mitleid“ doch eigentlich ein Mit-Leiden mit dem Andern bedeutet, nicht bloß ein Gefühl des Bedauerns über seinen Schmerz. Auch das griechische Wort, das wir als „Sympathie“ in unserem Sprachgebrauch übernommen haben, weist in jene Richtung. Das Wort jedoch, das wir dem Eingang dieser Nummer vorgelegt haben, drückt noch eine Verstärkung des Gedankens aus. Denn ganz genau nach dem Original bedeutet es: „Leide das Uebel mit.“ Was aber der Apostel Paulus damit seinem Timotheus sagen will, ist nicht nur an dieser Stelle ausgesprochen, sondern geht durch den ganzen zweiten Timotheusbrief hindurch als eine der wichtigsten End- und Schlußmahnmale des Beugen Christi, der die Zeit seines Abschieds vor sich sieht, der da weiß, daß er bald geopfert werden wird über seinem Dienst am Evangelium (2. Tim. 1, 8, 2, 3, 9, 4, 5—7).

In dem „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi“ haben wir also eine Art testamentarischer, leidwilliger Vermählung zu sehen, die der sterbende apostolische Vater seinem geistlichen Sohn, Mitarbeiter und Nachfolger zu ernsterster Beachtung hinterläßt. Nachfolger Pauli aber sollen wir doch in gewissem Sinne

alle sein, wie er es anderswo ausspricht: „Seid meine Nachfolger, gleichwie ich Christ“ (1. Kor. 11, 1).

Aus dem Heere all der unzähligen menschlichen Leiden schweben dem Apostel im Bilde die besonderen Leiden eines Soldaten vor, in deren Ähnlichkeit es auch für den Christen gilt als ein Kriegsmann Christi mitzuleiden.

Die Gattung „Kriegsleiden“ wird uns auch hinter der Front zur Zeit immer vertrauter. Aber recht am eigenen Leibe erfährt sie doch eben erst der eigentliche Krieger. Doch wissen auch wir anderen aus Wort und Bild und dem Anblick der Folgen genug davon, um sie uns vorstellen zu können. Jedenfalls bedeutet das Leiden des Soldaten im Kriege ein Einspielen seiner ganzen Person zur Erreichung des Kriegsziels, und ob darüber Gesundheit und Leben, und alles was er sein eigen nennt, verloren ginge.

Ist schon der bis zum Tod kämpfende Einzelkrieger ein erhabenes Bild, wie viel mehr, wenn dieses Bild viertausendmal vervielfältigt erscheint, wie in dem gegenwärtigen Riesenkriege! Und das Bild ist kein Bild, ach nein, sondern volles, wahres, wirkliches Sein und Leben!

Ja, welche gewaltige, mark- und bein-schütternde Sprache redet doch der

Kriegs-Schauplatz zu uns, — nicht zuletzt auch zu uns als Jüngern Jesu, als Freunden und Förderern seines Evangeliums in der Welt!

Sollen und müssen wir durch Mitleiden und helfendes Mitleiden mit unsern Vaterlandsverteidigern, zumal auf dem Gipfel des Kampfes, gemeinsame Sache machen, so soll uns auch Krieg und Sieg der Heilsbotschaft Gottes auf Erden nicht gleichgültig, nicht untätig lassen. Und nicht genug damit: nicht Soldaten überhaupt verlangt, wie unser Kaiser, so auch unser himmlischer Herr, sondern Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi, "so heißt es! Mit schlechten Soldaten kann kein Feldherr etwas anfangen. Entweder man ist ein guter Soldat, oder man ist überhaupt keiner. So auch: man werde ein guter Kriegsmann Christi, oder man lasse es überhaupt bleiben!

Die Erprobung aber, ob man ein guter Kriegsmann sei, zeigt sich eben im Leiden alles dessen, was der Krieg mit sich bringt.

Was erlitt nicht alles Paulus im Kampf ums Evangelium! Waren seine Leiden nicht in der Tat die eines Kriegers: Hunger, Blöße, Verfolgung, Verwundungen, Gefangenschaft, und, als Krone von allem, Tod durchs Schwert? So war er, was er gepredigt hat: ein guter Streiter Jesu Christi. Und nun darf er mit Zug und Recht auch dir und mir zureden: "Leide dich mit als ein guter Streiter Jesu Christi."

Das Vaterland ruft; aber auch die Mission ruft. Das Vaterland ist in Gefahr; aber auch die Mission ist gefährdet. Das Vaterland braucht dich; aber auch

des Herrn Werk will durch dich mitgefördert sein. Tue und entbehre was du kannst für des deutschen Reiches Vaterlandskampf; aber tue und entbehre erst recht auch etwas für das Reich, das nicht von dieser Welt ist. Denn wer am ersten nach dem Reiche Gottes trachtet und nach seiner Gerechtigkeit, dem wird, wie alles, auch das zufallen, was er braucht, seine Heimat und seinen Herd zu schützen im edlen heiligen Kampfe. War Luther nicht ein Deutscher, war er nicht der beste Deutsche? Oder hat die Liebe zu Christo ihn irgendwie gehindert, seine Bürgerpflichten, seine Vaterlandspflichten zu erfüllen? Hat sie ihn nicht gerade auch dazu erst recht befähigt? Denn der bußfertige Sünder, der begnadete Christ, der geistesmächtige Reformator der Kirche wurde auch der Erneuerer deutschen Volkstums von Grund aus! Gott und dem Kaiser zu geben was jedem gebührt, lehrt uns der Heiland selbst, und so kann deutsches und christliches Kriegs-Mitleiden ganz wohl miteinander vereinigt werden, wie denn solches viele wackeren Missionsfreunde auch heute an dem Tag legen. Sie haben eine offene Hand für des Vaterlandes große Bedürfnisse und lassen auch die Mission nicht darben. Ja, weil sie als gute Streiter Christi zu leiden wissen, können sie auch mit Herz und Hand vollträchtig für unsere befeindeten Grenzen einstehen.

Auf die Schanzen also auch zur Wahrung und Mehrung des Evangeliums, des Tugenden und Größten, das wir haben! Notwendig und heilig ist der Streit. Und der Streit bedarf der Streiter. Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi!



Georg Trummer gefallen.

Von Missionsinspektor K. Förtsch.

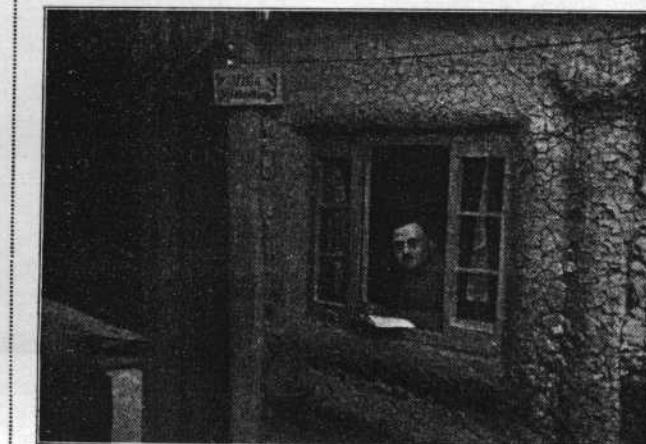
Zum zweitenmal müssen wir eines lieben Bruders aus unserem Hause gedenken, der sein Leben für unseres teuren Vaterlandes Freiheit dahingegeben hat. Unser lieber Bruder Trummer ist nicht

mehr. Am 25. Januar traf die Trauergesellschaft im Missionshaus ein, Herr Defan Bauer in Windsheim teilte uns mit, daß Missionsjüngling Georg Trummer, Bizefeld-

webel und Offiziersaspirant, an der Somme am 17. Januar als Führer einer Patrouille früh 7 Uhr gefallen und am 19. Januar nachmittags auf dem Soldatenfriedhof in Heudicourt im Grab Nr. 89 bestattet worden ist. "Mehr haben wir über sein Ende noch nicht erfahren können, aber das wenige sagt uns mehr als genug: wir haben die Hoffnungen auf einen treuen, fleißigen, innerlichen Jüngling zu Grabe getragen.

Seit Herbst 1912 war er einer der Unserigen. In Windsheim in Bayern

die kinderreiche Witwe nicht durchführen. Freilich, wenn er hätte Theologie studieren wollen, dann hätte die Mutter die schweren Opfer gebracht. Aber danach stand damals des Jünglings Sinn nicht. So trat denn Georg Trummer bei einem Kaufmann in Nürnberg in die Lehre. Und das war Gottes Weg. Wohl hatte der Religionsunterricht seines Pfarrers im Gymnasium und im Konfirmandenunterricht Eindruck auf den Knaben gemacht, aber er stand seinem Gott und Heiland fremd gegenüber. In Nürnberg



stand seine Wiege. Des Lebens Ernst lag über seiner Jugend. Als siebentes Kind in einem Geschwisterkreis von acht Kindern verlor er im zarten Alter von vier Jahren seinen Vater. Die schlichte Postbotenwutwe mußte allein den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Sie hat es getan im Aufblick zu Gott, und in seiner Kraft hat sie ihre Kinder aufgezogen, und konnte es sogar ihrem Sohne Georg ermöglichen, in seiner Vaterstadt das Progymnasium zu besuchen und zu absolvieren. Am liebsten hätte der arbeitsfreudige Jüngling weiterstudiert, aber das konnte

berg aber im Christlichen Verein Junger Männer fand er seinen Heiland und lernte ihn lieben. Drei Jahre lang hatte er unter seinen Kameraden in Jesu Dienst gelebt und gearbeitet, wiederholt hat der Gedanke, als Missionar hinauszuziehen, ihn lebhaft beschäftigt, dann erst entschloß er sich nach ernstlicher Selbstprüfung, sich bei uns zu melden. Wir haben ihn gerne aufgenommen und haben den frischen Menschen lieb gewonnen. Nicht nur, daß er im Hause mit Eifer bei der Sache war, er hat auch, besonders in der letzten Zeit vor dem Krieg, viel Kraft und Zeit dem